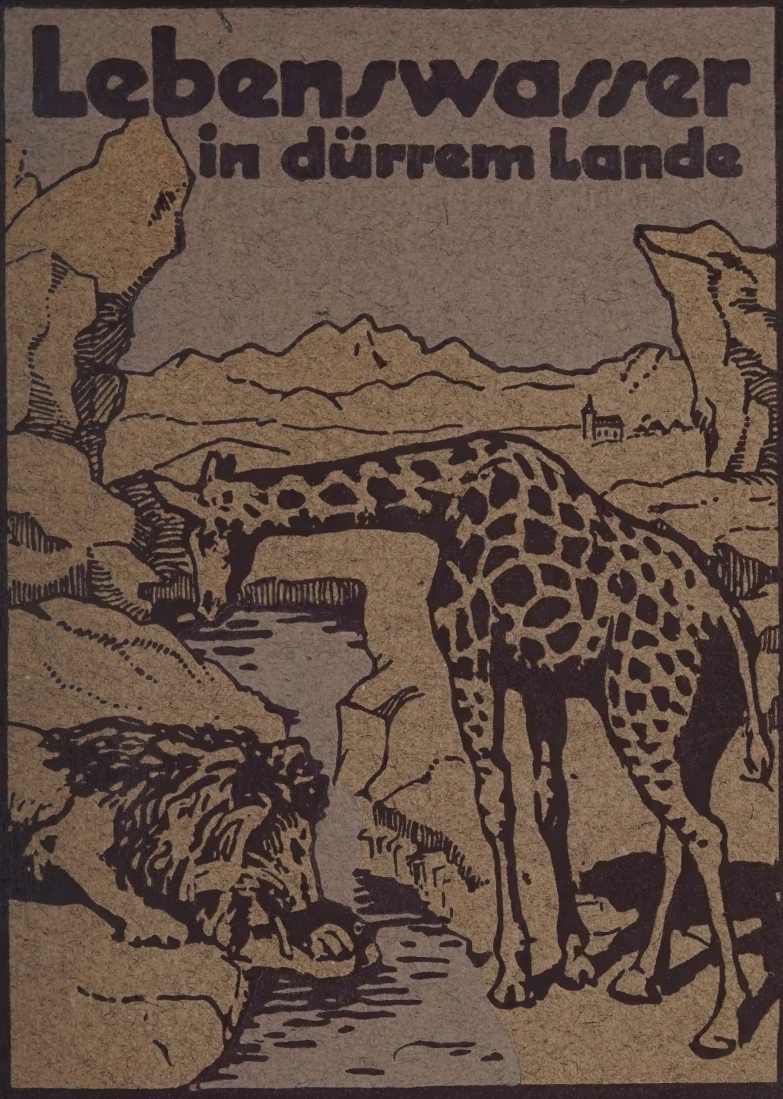
Lebenswasser in dürrem Lande



Erlebnisse vom Missionsfelde in Transvaal

(Mit Bildern)

Von C. Hoffmann

...ar in Mphome-Kratzenstein

Bei der immer mehr wachsenden Ausdehnung unseres Missions-Werkes in Südafrika, China und Deutsch-Ostafrika sind wir für

Gaben

zur Unterstützung desselben sehr dankbar.

Werden solche Gaben direkt an uns eingesandt, so bitten wir, sich folgender Adresse zu bedienen:

An die

Berliner Missionsgesellschaft

zu

Berlin NO 43.

Georgenkirchstraße 70.

No. 4818
CONTINUATION COMMITTEE
North American Section
LIBRARY

Lebenswasser in dürrem Lande.

Reco MAY 1914

Erlebnisse vom Missionsfelde in Transvaal.

Mit Bildern

von

C. Hoffmann,
Missionar in Mphome-Kratzenstein.

1912.
Berlin NO. 43.
Buchhandlung der Berliner evang. Missionsgesellschaft.
Georgenkirchstraße 70.

Vorwort.

Die Missionsstation Arkona wurde im Jahre 1877 von Missionar Mars gegründet. 1879 und 1880 war Missionar Posselt Vorsteher derselben. Er wurde von Missionar Kadach abgelöst, der sie bis zum Jahre 1884 als selbständige Station und von 1884 bis 1890 von Lobethal aus als Außenstation verwaltete. Von 1890 bis 1897 war Missionar Eiselen Leiter der Station Arkona. Ich wurde Eiselens Nachfolger und bediente die Station von Juni 1897 bis März 1903. Darauf folgte Missionar Taurat, der am 15. April 1909 an Malaria starb. Seitdem wird Arkona von Missionar Sander verwaltet.

Mein Büchlein will nicht die ganze Geschichte der Station behandeln, sondern nur aus der Zeit meiner eigenen Amtstätigkeit erzählen.

Der Zweck ist, zu zeigen, wie Gottes Wort in dem äußerlich dürren Lande sich einem Strom gleich ergießt, die harten Heidenherzen für das Evangelium zubereitet und zu Pflanzen Gottes macht, die Frucht bringen zum Preise des Allerhöchsten.

Der Inhalt umfaßt fünf Kapitel:

1. Zwischen kahlen Felsen.
2. Gottes Brünnlein.
3. Feindschaft wider die Stadt Gottes.
4. In Leibesnöten.
5. Auf grüner Aue.

Die dem Büchlein beigegebenen, freilich etwas unvollkommenen Federzeichnungen von meiner Hand sollen das Bild vervollständigen helfen.

Mphome-Kratzenstein bei Houtboschdorp,
Nord-Transvaal.

C. Hoffmann.

Wie der liebe Verfaſſer ſchon ſelbſt in ſeinem Vorwort bemerkt hat, entſprechen die dem Text eingefügten Bilder nicht den Anſprüchen, die wir heute an Illuſtrationen ſtellen. Gleichwohl haben wir uns nicht entſchließen können, ſie fortzulaſſen oder ſie durch Wiedergabe photographiſcher Aufnahmen zu erſetzen, die zwar in der Ausführung exakter ſein, mit dem Text aber nur in loſer Verbindung ſtehen würden. Wir haben die Zeichnungen des Verfaſſers beibehalten einmal, weil es Handzeichnungen ſind, auf die er perſönliche, liebevolle Mühe verwandt hat, namentlich aber, weil ſie überaus charakteriſtiſch Einzelvorgänge darſtellen, die im Text erwähnt ſind. Dieſen Vorzug können wir durch nichts anderes erſetzen, und wir glauben deshalb, den Leſern damit zu dienen, daß wir die Originalzeichnungen wiedergeben.

Die Buchhandlungskommission
der Berliner Missionsgesellschaft.

I.

Zwischen kahlen Felsen.

In Sekukunisland, auf dem rechten Ufer des Olifantflusses, eine gute Stunde Reitens von demselben entfernt, liegt die Berliner Missionsstation Arkona. Ein freundliches Wohnhaus und ein bescheidenes strohgedecktes Kirchlein liegen auf freier Fläche am Fuße großer Felsenhügel, zwischen deren gewaltigen Granitblöcken nur hier und da einige Sträucher und Bäume schüchtern hervorschauen. Auf dem harten Kiesboden wachsen zur Regenzeit kümmerliche Grasbüschel. Dagegen machen sich Dornen, Disteln, Aloes und Euphorbien recht unangenehm bemerkbar. Wehe dem Fremden, der sich im Dunkeln verirrt, die Arkonaer Dornen haben Widerhaken und reißen böse Wunden. Die Disteln sind in alter Zeit schon den feindlichen Sulustämmen ein arges Hindernis gewesen, wie die Bewohner des Landes noch heute mit großer Schadenfreude erzählen.

Die jeweiligen Missionare haben ein jeder an seinem Teil immer wieder mit neuem Eifer versucht, die Station mit Schatten spendenden Bäumen zu zieren. Aber soviel Bäume sie pflanzten, soviel Bäume verdorrten auf dem dürren Boden zwischen den kahlen Felsenhügeln. Ein paar minderwertige Syringen fristeten ein kümmerliches Dasein. Daher gelang es auch nicht, einen wenn auch nur bescheidenen Gemüsegarten zu unterhalten. Trotzdem wurde die Missionarsfrau nicht müde, immer und immer wieder ein neues Plätzchen ausfindig zu machen, wo sie unter heißem Bemühen versuchen konnte, einige Kulturpflanzen zu ziehen. Mit stürmischer Freude wurden die 25 kleinen Kartoffeln begrüßt, welche die Hausfrau in einem regenreichen Jahre auf der fruchtbarsten Stelle endlich aus den einzigen sechs Kartoffelstauden geerntet hatte.

Die türkischen Feigen gediehen um so besser. Sie wucherten dermaßen, daß sie an einzelnen Stellen drohten, die Eingeborenen aus ihren Wohnstätten zu vertreiben. Wir nannten die türkische Feige „Arkonaer Obst“ und aßen sie zuletzt mit großem Behagen.

Im Sommer wirkte eine drückende Hitze erschlaffend auf die Glieder. Die kahlen Felsen strahlten sie unbarmherzig wieder, und der glühende Kiessand brannte durch die Schuhsohlen. Daß die barfüßigen Eingeborenen gegen letzteren Umstand unempfindlich blieben, zeigt nur, wie hart ihre natürlichen Sohlen im Laufe der Jahre werden können. Selbst in der Nacht kühlte sich die Temperatur nur um ein Geringes ab. Die Schlafstubenfenster des Missionshauses blieben offen. Die Eingeborenen breiteten ihre Schlafmatten auf dem mit einem Zaun umgebenen Hof aus.

Der sonst kühle und nachts sogar kalte afrikanische Winter brachte für Arkona meist nur zwei kühle Monate, Mai und Juni. Dann war die Luft erträglich. Während meiner Stationierung in Arkona erlebte ich nur drei wirklich kalte Tage, und zwar 1901, darunter die kritischen Maitage Pankratius und Servatius.

Daher schauten wir im Sommer stets recht sehnsüchtig nach Regen aus. Aber die Felsenberge und der trockene Kiesboden zogen ihn nur spärlich an. Oft kamen Regen verheißende Wolken heraufgezogen. Sofort wurden am Missionshause alle Eimer unter die Wasserrinnen gestellt, das kostbare Naß aufzunehmen. Erwartungsvoll standen wir auf der Veranda. „Heute gibt's Regen!“ rief der eine. „Ja, heute gibt's Regen“!, bestätigte der andere. Es roch auch schon nach Regen. Doch kurz vor den Felsen vor Arkona machten die Wolken halt; dann schwenkten sie nach links ab. Wir schauten ihnen tiefbetrübt nach, und die drei Wasserträgerinnen griffen zu den Eimern, wanderten nach dem eine halbe Stunde entfernten Ngwarietzi und schöpften — wie sie alle Tage zu tun pflegten — das nötige Wasser für den Haushalt.

Wir züchteten Hühner. Aber die Habichte und Falken, welche in den nahen Felsklüften nisteten, fingen die Küken. Ich baute eine Kükenbucht. Aber die Hitze und der trockene Boden ließen die Tierchen in enger Umzäunung nicht gedeihen.

Der Missionsstation gegenüber liegt ein Felsenhügel, Pfiring

= „Unter Hyänen“ genannt. Die kahlen Steine waren einst dieser Bestien willkommener Schlupfwinkel. Doch so öde und trostlos es auch zwischen den Felsenhügeln aussieht, dem dort wohnenden Eingeborenen bedeutet das Land die Heimat. Wenn er in die Ferne zieht, vergeht er vor Heimweh.

Der hier wohnende Volksstamm, nach seinen Häuptlingen Maßemola genannt, ist vor 300 bis 400 Jahren eingewandert. Ihr Ahn nannte sich „Matlebjane, Sohn des Ngwato, Sohn des Nkwana, der von Tswako kam.“ Sie waren Sulu und hatten den Löwen zum Totemtier gewählt. Über den Tod des alten Matlebjane erzählt man folgendes:

Als der Häuptling alt geworden war, beschlossen seine vier Söhne, den Vater zu töten. Doch keiner wollte der Mörder heißen. Da einigten sie sich dahin, daß alle vier zugleich mit ihren Lanzen auf den Alten losstechen sollten. Sie umringten den blinden Mann, erhoben ihre Lanzen und zählten: „Eins, zwei, drei!“ Doch auf „drei!“ stach nur einer der Söhne seinen Vater durch die Brust. Die drei andern zogen die Lanzen zurück.

Die Nachkommen dieser Sulu vermischten sich mit den bereits im Lande wohnenden Basuto und nahmen ihre Sprache und die Beschneidung an. Ihre Häuptlinge wurden den Bapedifürsten untertan.

Die Felsenhügel waren für die Maßemolaleute starke Festungen in unsicheren Zeiten, wenn beutegierige Feinde das Land durchstreiften.

Vor etwa achtzig Jahren kam Marangrang vom Stamm der Bakoni und zog mordend und plündernd durch das Land der Bapedi. Er hatte sich einen geeigneten Zeitpunkt ausgesucht; denn die Söhne des verstorbenen Oberhäuptlings Thulare waren — bis auf einen unbedeutenden und nicht erbberechtigten Sohn, Sekwati — im Kampf gegen die Amaswasi gefallen, das Heer geschlagen und über den Olifantfluß geflohen, wo es unter anderen Stämmen abenteuernd umherzog und schließlich vernichtet wurde. Deshalb fand Marangrang nur geringen Widerstand. Auf seinen Kriegsfahrten kam er auch nach Maßemolaland. Nach blutigem Gefecht flohen die Bewohner hinter die Brustwehr, welche sie auf

den Felsenhügeln aus Steinen errichtet hatten. Der größte Teil ihres Groß- und Kleinviehs fiel Marangrang in die Hände. Von Zeit zu Zeit wiederholte er seine Streifzüge, so daß niemand wagte, seinen Acker zu bestellen. Infolgedessen brach eine große Hungersnot aus. Die Maßemolaleute hatten zwar noch einige Stücke Vieh gerettet. Indessen fielen auch diese nach und nach dem Marangrang in die Hände. Die eingeschüchterten Bewohner des Landes hausten zwischen den großen Granitblöcken auf ihren Felsenhügeln. Doch fühlten sie sich nachts auch da noch nicht sicher genug, sondern stiegen mittels Leitern in die unzugänglichen Felsklüfte.

Die Raubtiere nahmen in dieser Zeit überhand. Mit Dunkelwerden durfte kein Kind mehr die schützende Nothütte verlassen. Am Morgen spähten die armen Leute von ihren Felsennestern nach Speise aus. Hatten sie in der Ebene einen Tiger oder eine Hyäne mit Beute entdeckt, so stiegen sie mit ihren Waffen hinab, schlugen großen Lärm und verscheuchten die Bestie von ihrem Raube. Darnach begann der Kampf der Menschen um das erbeutete Fleisch, wobei es mitunter nicht ohne blutige Wunden abging.

Niemand wagte, allein auf Jagd zu gehen, aus Furcht, um der Beute willen von anderen erschlagen zu werden. Nachts stahlen sie sich einander das am Tage erlegte Wildpret aus den Hütten.

Dieser elende Zustand fand nach dem Tode Marangrangs sein Ende. Der Räuber war eines Tages mit nur zehn Mann ausgezogen und hatte am Szepietji, d. i. Zebraberg, eine Herde Rinder erbeutet. Die Hirten flohen nach Hause, den Bergen von Mphachläle. Sofort zog eine starke Heeresmacht aus, umzingelte Marangrang und seine Begleiter und machten sie nieder. Der Räuberhauptmann erhielt einen Lanzenstich in den rechten, einen andern in den linken Arm. So entfielen ihm Speer und Schild. Die Arme sanken kraftlos herab, und er rief aus: „Nkchapeng, ki kchomo!“ =treibt mich an; ich bin ein Rind! d. h. ich bin euer Gefangener. Aber er erhielt keinen Pardon, sondern wurde niedergestochen.

Nun erhob sich Sekwati, unterwarf die Anhänger Marangrangs und machte sich zum Oberhäuptling der Bapedi. Sichere Zustände kehrten wieder. Auch die Maßemolaleute verließen ihre Felsennester und bauten fortan in Frieden ihre Mohrhirse.

Der Häuptling blieb draußen, das Unwetter zu beschwören.

1876 sagten sie sich von der Oberherrschaft des Sohnes Sekwatis, Sekukuni, los. Als nämlich die Buren dem unbotmäßigen Sekukuni den Krieg erklärt hatten, schloß der Maßemolahäuptling Tleke mit den Buren Frieden. Alsbald sandte der Oberhäuptling einen Heerhaufen, die Abtrünnigen zu strafen. Kriegsgeheul erschallte am Fuße des Pfiring. Wild hallte es von den kahlen Felsen wieder. Aber das Echo vermischte sich mit dem Kriegsruf der aus den Felsenklüften hervorbrechenden Maßemolaleute. Mit Wutgeheul warfen sie sich auf die Angreifer, Mann gegen Mann. Der große Männermord hub an. Da sank mancher todwund auf den Kiessand. Aber der Kampf tobte über ihn weg, ein wütendes Ringen um die Freiheit, bis Sekukunis Scharen flohen. In hellen Haufen flüchteten sie durch die Dornbüsche dahin. Die zornigen Maßemolaleute jagten mit Wurfspeer, Lanze und Streitaxt hinterdrein. Der glänzende Sieg über die sieggewohnten Scharen ist ihnen von den Bapedi nie verziehen worden. Aber die Nachkommen des Sulu Matlebjane zeigen noch heute stolz auf die alte Streitaxt und den Speer, mit welchen sie den Sieg über Sekukuni erfochten haben.

Sie waren fortan freie Leute und erkannten nur noch die Transvaalregierung an. Trotzdem blieben sie Knechte krassen Aberglaubens. Häuptlinge und Volk lebten in beständiger Furcht.

Das zeigte sich eines Tages besonders bei dem Unterhäuptling Mankopane. Über dem Dorfe desselben war ein schweres Gewitter heraufgezogen. Donner krachten; Blitze zuckten. Die Einwohner verbargen sich erschreckt in ihren Hütten. Nur der Häuptling blieb draußen, das Unwetter zu beschwören. Er zeigte mit der Lanze in die Ferne und blies krampfhaft seine Knochenflöte. „Fö—ö—ö—ö!“ tönte es in die aufgeregten Elemente hinaus. „Fö—ö—ö—ö! Geh' weit, weit, weit fort von uns. Wir haben nichts mit dir zu schaffen. Fö—ö—ö—ö! Geh' nach Malipsdorf. Fö—ö—ö—ö!“ — Endlich war das Wetter vorüber. Da stürzte ein Mann atemlos durch das Tor der Hauptstadt und rief: „Herr, der große Vogel ist auf einen Baum geflogen. Dein Vetter Phokanoka hat es gesehen; aber er ist ein Christ und wird es dir nicht ansagen. Die Vogeleier bekommst du nicht!“ Mankopane sandte sofort einen Boten an den genannten Missionsgehilfen mit der

Bitte: „Zeige uns doch den Baum!“ Aber die Antwort lautete: „Was habe ich mit euern Göttern zu ſchaffen? Ich kann nicht mit euch gehen!“ Bald kam ein zweiter Bote und bat: „Zeige uns den Baum!“ Phokanoka lehnte auch diesmal ab und ſprach: „Ich, ein Chriſt, kann mich nicht mit eurem Zauberwaſſer beſprengen laſſen. Denn das werdet ihr tun, weil ich den Blitz habe einſchlagen ſehen!“ Zuletzt erſchien der Häuptling ſelbſt. „Vetter, zeigt uns den Baum, an dem es eingeſchlagen hat!“ bat er. Aber auch er erhielt die Antwort: „Geht nur allein und ſucht ihn!“ Mankopane ließ ſich nicht abweiſen, ſondern wiederholte ſeine Bitte, indem er ausrief: „Phokanoka, du biſt ein harter Mann und denkſt nicht an die Ernte. Laß uns die Eier des Vogels — Donnerkeil — ausgraben und den Baum mit Zauberwaſſer beſprengen, ſonſt gibt uns der Acker nicht ſeine Frucht!“ Der Angeredete ſchüttelte den Kopf und antwortete: „Ich bin ein Chriſt! Mein Acker wird ſeine Frucht bringen, wenn anders der lebendige Gott es will, dem ich diene. Hättet ihr mit eurem Aberglauben recht, ſo würde es nur noch Mißernten geben, denn wie oft ſchlägt der Blitz ein, und niemand kennt die Stätte!“ Der Häuptling lächelte überlegen und ſprach: „Ja, wenn es an unbekannter Stelle einſchlägt, dann beſteht ja doch gar keine Gefahr, Vetter; aber hier liegt der Fall ganz anders; jemand hat den Blitz einſchlagen ſehen. Daher wehe uns, wenn wir das Zauberwaſſer ſparen wollten. Vetter! Sei kein Starrkopf! Verdirb uns nicht die Ernte!“ — Aber Phokanoka war ſtandhaft. Dem Häuptling blieb nichts anderes übrig, als mit ſeinen Leuten ſelbſt nach dem Baum zu ſuchen. Er fand ihn auch, grub die Eier des Vogels, den Donnerkeil, aus der Erde, ſprengte mit einem Kuhſchwanzwedel Zauberwaſſer über die Stätte und ging beruhigt nach Hauſe.

Wenn der Regen monatelang ausgeblieben iſt, der Himmel ſo bleiern ausſieht, und die Hitze das letzte Grashälmchen ausgedörrt hat, dann macht Maßemolaland einen überaus trüben Eindruck. Berg und Tal ſcheinen grau in grau getaucht. Man wundert ſich, daß Menſchen und nicht nur Paviane und Hyänen zwiſchen den kahlen Felſen hauſen. In dieſem Zuſtande ſpiegelt das Land die ausgedörrte Heidenſeele wider, die Jahrtauſende in Aberglauben

und sinnlichen Trieben schmachtet. Zum fröhlichen Gedeihen fehlte das Lebenswasser des göttlichen Wortes. Zwischen den kahlen Felsenbergen ist bisher noch keine Wasserader für einen fruchtbringenden Garten gefunden worden. Aber für die unsterblichen Menschenseelen hatte Gottes Brünnlein Wassers die Fülle. Dies Lebenswasser sollte den Maßemolaleuten von der Berliner Mission zugeführt werden.

II.

Gottes Brünnlein.

Die Eingeborenen erzählen das Märchen vom heiligen See. Sein kristallklares Wasser ist rein und süß. Löwe und Giraffe, Leopard und Antilope, alle eilen an den unreinen Froschteichen vorüber hin zum heiligen See, an dessen wohlschmeckendem Wasser sie gemeinsam ihren Durst stillen.

Solch ein heiliger, reiner Brunnen göttlichen Lebenswassers wurde den Maßemolaleuten 1877 von der Berliner Mission aufgetan. In diesem Jahre gründete Missionar Mars die Missionsstation Arkona.

Wie im Märchen die Tiere am heiligen See zusammenkamen, so versammelten sich fortan die Maßemolaer Heiden um das Gottes-Brünnlein in Arkona. Der Missionar zählte Sonntags 500 bis 600 Zuhörer und durfte nach kurzer Zeit mit Abendschule und Taufunterricht beginnen.

Freilich in der Folgezeit verringerte sich der anfänglich so große Andrang. Es liegt ein weiter Schritt zwischen dem Anhören des Wortes Gottes und der Bekehrung, und es bedurfte in den nachfolgenden Jahren der angestrengtesten Arbeit der Sendboten, die Maßemolaleute von der Wahrheit des göttlichen Wortes zu überzeugen und zum Eintritt in den Taufunterricht zu bewegen. Alle meine Amtsvorgänger in Arkona, die Missionare Mars, Posselt, Kadach und Eisele, haben in größter Hingebung an dieser Aufgabe gearbeitet. Als ich 1897 an Missionar Eiselens Statt die Arbeit in Maßemolaland und Umgegend übernommen hatte, fand ich überall die Segensspuren treuester Missionstätigkeit. Die etwa 550 Christen scharten sich in Anhänglichkeit um ihren Lehrer und übten durch christlichen Wandel und furchtloses Bekenntnis einen Segen bringenden Einfluß auf ihre noch heidnischen Volksgenossen aus. Die Kirchenältesten halfen durch Heidenpredigt das Lebenswasser des Gottesbrünnleins auf die verdorrten Menschenseelen leiten.

Für die Verkündigung des Wortes in den Heidendörfern eigneten sich besonders die Wintermonate, d. i. die regenlose, ein wenig kühlere Jahreszeit. Die Heiden waren in ihren Dörfern zu finden, während sie sich im Sommer in die fernen Mohrhirsefelder in der Olifantsflußebene zerstreuten.

Arkona ist in der Nähe großer Heidendörfer erbaut. Es war eine Lust, an einem einzigen Nachmittage mehrere Versammlungen hintereinander mit immer wieder neuen Zuhörern abhalten zu können. So brachten wir ihnen das Wasser aus Gottes Brünnlein, das schon manchem ihrer Volksgenossen zum Heil gedient hatte. Die bereits für das Evangelium gewonnenen Leute waren es auch, welche mich auf meinen Wegen begleiteten.

Dabei fand ich Gelegenheit, zu beobachten, welchen Einfluß das Evangelium schon auf das Äußere eines Menschen ausübt. Welch ein Unterschied zwischen Heiden und Christen! Die heidnischen Frauen und Kinder hockten in dürftigster Volkskleidung auf dem Kiesland, der dunkelbraune Körper bestaubt, während der Ausdruck der Augen die verdorrte Heidenseele widerspiegelte. — Die christlichen Frauen und ihre Töchter saßen zwar auch auf der Erde, aber sie trugen nette Kleider. Ja, selbst die Knaben waren bekleidet, allerdings einzelne in etwas ungenügender Weise. Den einen zierte nichts weiter als seines Vaters große Weste, den andern seines großen Bruders abgelegte Jacke. Aber der Ausdruck der Augen war ein ganz anderer als der der Heidenkinder. Man sah es ihnen an, daß sie angefangen hatten, die Seele an Gottes Brünnlein zu erquicken. — Die heidnischen Männer unterschieden sich von ihren christlichen Verwandten äußerlich wenig. Sie hatten das Kleidertragen bereits in den Städten der Weißen gelernt. Freilich waren dem einen die Ärmel zu kurz, und des anderen Beinkleider bereits in so hohem Maße schadhaft, daß die Knie neugierig aus dem ungewohnten Erzeugnis der Kultur wie aus Fenstern hervorschauten. Aber das kam bei den christlichen Männern auch vor. Barfuß waren sie alle, und den Hut trugen heidnische und christliche Männer so lange, bis von dieser modernen Kopfbedeckung fast nur noch die Krämpe übrig war. Doch unterschieden sie sich im Ausdruck der Augen. Jene verrieten eine Herzensöde und

geistige Dürre. Diese machten den Eindruck geistig angeregter Menschen.

Wie der härteste Boden durch Begießen und Berieseln locker wird, so kann auch ein verdorrtes Heidenherz durch die Predigt des Evangeliums nicht unberührt bleiben. Wohl ist es dem Missionar oft, als predige er tauben Ohren, als habe das Wasser aus Gottes Brünnlein keine lebenspendende Kraft, bis er hier und da endlich die Saat aufkeimen sieht. Noch sind es einzelne Halme, aber er weiß, bald wird das ganze Feld mit Grün bedeckt sein.

Dies Aufkeimen des göttlichen Samens durfte ich an einem Heiden beobachten, der Gottes Wort oft gehört, aber sich noch nicht zum Glauben an die Vergebung der Sünden hatte durchringen können. Er legte folgendes Bekenntnis ab: „Ich kenne die Gebote des großen Gottes; aber ich bin ein zu großer Sünder. Er ist rein und will keine Unreinen; darum kann er mich nicht annehmen. Er will keine Götzendiener, und ich habe den Götzen gedient. Er will keine Lügner, und ich habe oft gelogen. Er will keine Mörder, und ich habe Menschen getötet. Er will keine Ehebrecher, und ich habe oft die Ehe gebrochen. Er will keinen Dieb, und ich habe oft gestohlen. Darum bin ich ihm ein Greuel!“ — Was kann dem Heiland mehr Freude bereiten, als wenn er solch ein mühseliges und beladenes Herz erquicken darf!

Es gab so manchen Heiden, dessen Seele nach dem Lebenswasser dürstete. Doch die Furcht vor den Volksgenossen hielt ihn ab, sich dem Gottes-Brünnlein zu nähern. Einst forderte ich den Heiden Mochlopi Madime auf, Jesu nachzufolgen. Er antwortete: „Herr, ich bin zu alt; sollte ich noch imstande sein, Gottes Lehren zu begreifen?“ Ich antwortete ihm: „Ei, lieber Freund, und hättest du das vierzigste Jahr auch schon überschritten, so wärest du doch nicht zu alt, die Heilsbotschaft Jesu zu lernen. Kennst du Apollos Mutter? Trotz hohen Alters besucht sie jede Woche dreimal den Taufunterricht! Mochlopi nickte mit dem Kopf: „Apollos Mutter ist schon recht betagt; da habt Ihr recht, Herr!“ „Das gibst du also zu und entschuldigst dich dennoch mit deinen vierzig Jahren?“ fragte ich. Der Heide schlug die Augen nieder und antwortete mit leiser Stimme: „Herr, ich fürchte mich!“ Kopfschüttelnd sah ich

auf den ſtarken Mann und ſprach: „Wie kannſt du dich fürchten! Iſt nicht dein Bruder Chriſt? Sind nicht deine Schweſter und Schwager Chriſten?“ Mochlopi ſtieg das Blut in die Wangen. Er ſchämte ſich, als er ſprach: „Die Leute werden mich auslachen!“ Da wies ich ihn auf das Wort des Herrn: „Wer mich bekennet vor den Menſchen, den will ich auch bekennen vor meinem himmliſchen Vater; wer mich aber verleugnet vor den Menſchen, den will ich auch verleugnen vor meinem himmliſchen Vater.“ Der Heide ſchaute mir in die Augen und ſprach: „Es iſt wahr, wir ſind ſterbliche Menſchen; das haben uns die letzten böſen Fieberjahre gezeigt. Ich ſelbſt mußte mein Weib hergeben. Dieſe Welt bietet kein beſtändiges Glück!“ — Er wandte ſich zum Gehen, und ich rief ihm nach: „So komm, Freund, und lerne den kennen, der ewiges Glück verheißt und auch ſchenkt!

Andere Heiden ließen ſich durch ihre ſoziale Stellung oder durch Polygamie von der Annahme des Chriſtentums abhalten. Eines Tages hatte ich ein ernſtes Geſpräch mit dem Unterhäuptling Madißi. Nachdem ich ihn auf den Heilsrat Gottes hingewieſen, antwortete er: „Gott kennen wir wohl; wir denken auch an ihn, und in Krankheit ſagen wir: ‚Gott wird uns helfen!‘ Aber weiter haben wir es noch nicht gebracht! Es iſt eigentlich ſchlecht von uns; wir ſind Kindern gleich, die ihren Erzeuger kennen und doch nicht zu ihm halten!“ Da wies ich ihn auf den Tag des Heils hin und ſprach: „Dein Vater ruft dich heute. Er zwingt dich nicht; aber er möchte dir gern zum ewigen Leben verhelfen!“ Der Unterhäuptling hörte aufmerkſam zu. Dann lachte er und ſagte: „Herr, die Menſchen ſind den Rindern gleich. Seht, ich habe drei Kühe. Die erſte läßt ihr Kalb antrinken und leiſtet beim Melken keinen Widerſtand. Die zweite muß mit dem Riemen an einen Pfahl gebunden werden; aber auch dann ſtößt ſie ihr Kälbchen noch mit den Füßen von ſich; wir müſſen ihr erſt die Hinterbeine zuſammenbinden, damit das Kälbchen antrinken und wir melken können*). Die

*) Anmerkung: Die halbwilden afrikaniſchen Kühe geben nur Milch, wenn das Kälbchen zuvor antrinkt. Iſt z. B. das Kälbchen eingegangen, ſo vertrocknet das Euter. Man hat mitunter beim Tod des Kälbchens das Fell desſelben ausgeſtopft und der Kuh beim Melken untergeſchoben. Sie roch den Geruch ihres Kindes und gab Milch.

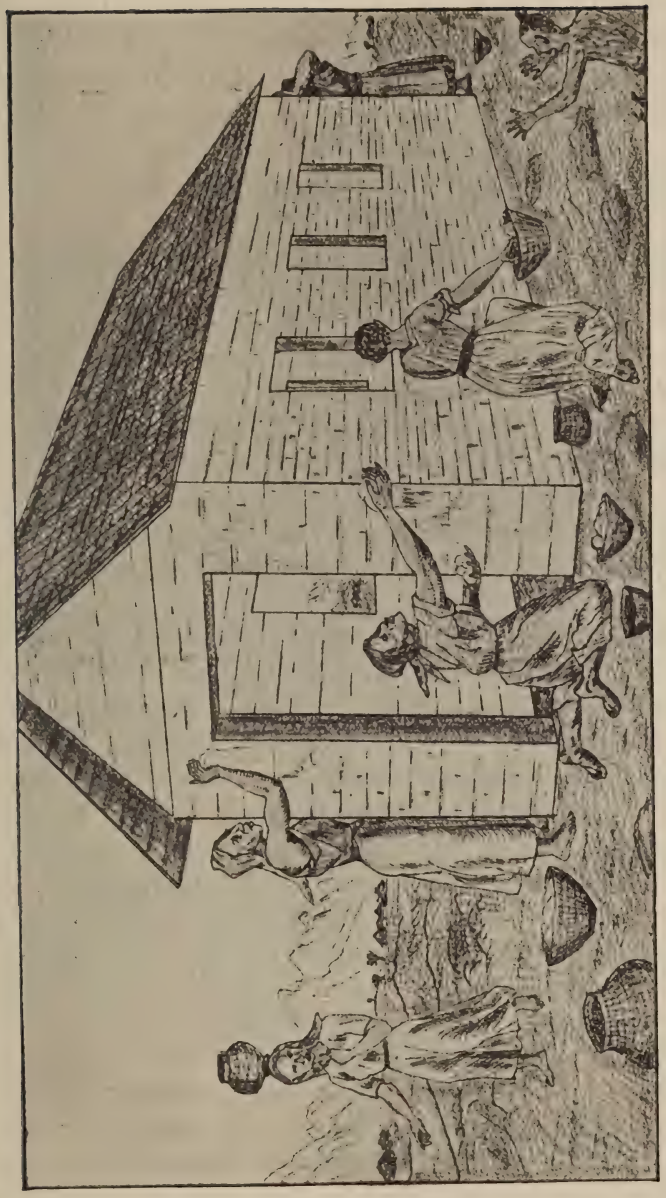
dritte ist ebenfalls schwierig zu behandeln; wenn sie ihr Kalb blöken hört, so wird sie wild, rennt wütend an den Viehkraalwänden entlang, verlangt nach ihrem Kinde und läßt niemand an sich herankommen! — Der Häuptling hatte recht. Aber er mußte mir zugeben, daß auch die wildeste Kuh ihren Meister findet.

Wie oft kommen die Heiden mit der Bitte um ärztliche Hilfe zum Missionar. Das sind willkommene Missionsgelegenheiten, die treulich ausgenützt werden, wie folgende kleine Geschichte zeigt. Es war Mitternacht. Wir lagen im ersten Schlaf; da pocht es an die Tür: „Herr, erbarmt Euch, mein Weib ist schwer am Fieber erkrankt. Erbarmt Euch und helft!" „Wer bist du?" fragte ich. „Thiens Mabeleke!" lautete die Antwort. Es war ein mir wohlbekannter Heide. Ich half, und in der Folgezeit sahen wir uns oft wieder. Als er eines Tages Medizin für die langsam Genesende empfing, sagte er: „Herr, ihr Lehrer seid aus Liebe zu uns Schwarzen ins Land gekommen; ihr wollt uns zur ewigen Seligkeit verhelfen. Darum steht ihr uns auch in unseren leiblichen Nöten bei und hofft: Endlich werden die Heiden aufmerken! Doch bekehren sich nur wenige, und wenn auch etliche Christen geworden sind, so findest du doch wenig Herzensbekehrung; ich sage dir, wenn die Sonne untergegangen ist, sind wir alle Baloï". Ich erwiderte: „Also meinst du, daß die Christen nicht besser sind als die Heiden?" Thiens nickte zustimmend: „Gerade so meine ich es!" Da drohte ich ihm mit dem Finger und sprach: „Höre, alter Freund, du entschuldigst dich mit den Fehlern deiner christlichen Volksgenossen. Wohl sind auch die Christen mit Schwachheit behaftet; aber wenn sie gefehlt haben, so bereuen sie bußfertig ihre Sünde und hoffen auf Jesum, dessen Blut zur Vergebung der Sünde am Kreuzesstamm vergossen wurde. Aber du meinst, einen Sünden vergebenden Heiland nicht nötig zu haben und fährst dahin mit deiner ganzen Schuld!" Thiens nahm seinen Hut und sagte, sich nach der Tür wendend: „Herr, verliert nicht die Geduld mit mir!" Mit dem Stachel im Herzen ging er nach Hause.

So wirbt der Sendbote um die Heidenseele, und die Freude ist groß, wenn sich endlich wieder ein neuer Taufbewerber meldet. Dann führt er ihn in die Geheimnisse der Heiligen Schrift und zeigt

ihm den Heilsbrunnen des göttlichen Wortes und Sakramentes, aus dem aller Segen fließt. Den Höhepunkt bildet das Tauffest. Wenn endlich nach langem, mühsamem Unterricht die harten Eingeborenenköpfe das zum Heil Nötigste begriffen haben, dann ziehen sie in festlichen Kleidern ihrem Lehrer nach zum Gotteshaus, das Bad der heiligen Taufe zu empfangen. Die ganze Gemeinde nimmt an dem Ereignis teil. Freude herrscht bei alt und jung. Das zu beobachten, war mir in Arkona jedesmal eine herzliche Erquickung.

Nicht minder groß war die Freude, die Betätigung der Gemeinde am Bau eines Gotteshauses zu beobachten. Auf der Hauptstation war schon ein bescheidenes Kirchlein vorhanden. Aber die dreißig Christen der Außenstation Mankopane hielten ihre Versammlungen noch immer im Schatten eines Baumes ab. Da kamen sie überein, eine Kirche zu bauen; für das halbe Dutzend Männer ein großes Unternehmen. Bald darauf zogen sie auch schon hinauf ins ferne Gebirge, die für den Bau nötigen Baumstämme zu fällen. Sie arbeiteten im Schweiße ihres Angesichts, aber mit fröhlichem Herzen. Heute galt es nicht mehr, den Kraal für die Beschneidungsschule herzurichten wie in ihren Jugendjahren, da man sie in die Heidenschule steckte. Nein, hier galt es, dem Allerhöchsten ein Haus zu bauen, in welchem sie und ihre Kinder sich die himmlische Weisheit aneignen wollten. Bald war das Fachwerk und der Dachstuhl aus rohen Balken fertig gezimmert. Die Heiden staunten das Gerippe des Riesenhauses an. Vorübergehende Weiße nannten es eine bessere Kaffernhütte. Aber das Gebäude war noch lange nicht fertig. Da reichten sich Männer, Frauen und Kinder die Hände, ja selbst einige Heidenfrauen ließen sich bereit finden, an der Herstellung von Backsteinen mitzuwirken. Das Fachwerk wurde ausgefüllt, und bald krönte ein gelbes Strohdach das Ganze. Die Frauen schafften lehmige, weiße Erde herbei und tünchten das Kirchlein nach Eingeborenen-Art mit den Händen. Bald erstrahlten die hellen Wände im Sonnenschein. Den Heidenkindern blieb vor Verwunderung der Mund offen stehen, und die Christenkinder glaubten, ein Haus des himmlischen Jerusalem könne nicht schöner aussehen, als die von ihren Eltern erbaute, so blendend weiße Kirchhütte. Daß Glasfenster fehlten und an ihrer Stelle nur ein paar große, un-



Die Frauen tünchten das Kirchlein nach Eingeborenenart mit den Händen.

regelmäßige Luft- und Lichtlöcher in den Wänden waren, ſtörte den Schönheitsſinn der Leutlein durchaus nicht. Für die Tür hatte ich ein paar Bretter und braune Farbe geſtiftet. Meine Frau nähte die Altarbekleidung und weiße Fenſtervorhänge. Letztere kamen mir ſpäter ſelbſt zugute, weil ich bei meinen Beſuchen aus begreiflichen Gründen nicht gern in Kaffernhütten, ſondern lieber in einem iſolierten Gebäude ſchlief.

Und nun der Einweihungstag der Kirchhütte! Das war eine Freude und Lobgeſang unter den Chriſten der kleinen Außenſtation! Wahrlich, größer und herzlicher kann die Begeiſterung und der Jubel bei der Einweihung des Berliner Doms nicht geweſen ſein, als bei der Eröffnung des unſcheinbaren Hüttleins in der Hauptſtadt des Unterhäuptlings Mankopane in Mothopong. Von allen Seiten eilten Feſtgäſte herbei, ſich noch einmal mit uns im ſpärlichen Schatten jenes Baumes zu verſammeln, um dann unter dem Schall fröhlicher Loblieder ins neue Gotteshaus einzuziehen. An die Eröffnungsfeier ſchloſſen ſich Taufe, Trauung, Beichte und heiliges Abendmahl.

Dann folgte der zweite Teil der Feſtfeier: das Feſteſſen. Der Miſſionsgehilfe hatte mich ſchon am Tage zuvor heimlich auf die Seite geführt und geſagt: „Herr, Ihr könntet uns nach all unſerer Mühe und Arbeit nun auch eine Dankesgabe ſtiften. Ich dachte, ein Hammel würde nicht zu viel ſein. Er iſt auch ſchon gefunden; es fehlt nur noch, daß Ihr das Wort ausſprecht: ‚Nehmt ihn euch!'" Ich faßte in die Taſche — was half's — und holte einen Goldfuchs heraus. „Hier, Jakob, ſind zwanzig Mark zum Hammel," ſprach ich. Der Jakob tat durchaus nicht überraſcht, dankte nur, ging hinter die Hütte, und eine Stunde ſpäter hing ein abgezogener Hammel in den Dachbalken des Phokanokaſchen Wohnhauſes. Derſelbe war denn auch nebſt anderen kleineren Braten der Hauptgegenſtand des zweiten Teiles des Feſtes. Nebenbei ſchenkte man auch dem Mohrhirſebrei und ſüßen Tee gebührende Beachtung. Zu letzterem fehlten die nötigen Taſſen. Aber man wußte ſich zu helfen und ließ die wenigen Emaillebecher im Kreiſe herumgehen

Dann folgte für die Jugend ein Spiel, und am Abend wurde geſungen. Bis in die tiefe Nacht hinein erklangen auf Phokanokas

Hof hinter dem Maisſtengelzaun die fröhlichen Weiſen der Feiernden, bis endlich jedermann ſeine Schlafſtätte aufſuchte. Phokanoka hatte ſich nicht etwa in Unkoſten geſtürzt, Matratzen geſtopft und Notbetten hergerichtet. Ach nein, auf dem einer Tenne gleichen mit Kuhmiſt beſtrichenen Hof, wo die fröhliche Schar eben noch geſungen, da ſtreckte ein jeglicher die müden Glieder zur Ruhe aus. Niemand vermißte irgendeine Bequemlichkeit. Denn genau ſo hatten ſie es zu Hauſe auch. Jeder zog ſich ſeine wollene Decke über den Kopf, und ſchon nach fünfzehn Minuten machte ein gar munteres Schnarcherquartett den fröhlichen Abſchluß eines ſchönen Feſttages.

Als der Tag graute, beſtieg ich mein Pferd und ritt fröhlichen Herzens nach Hauſe. Hatte ich doch wieder einmal geſehen, wie das Lebenswaſſer aus Gottes Brünnlein den wilden Heiden zum neuen Menſchen macht. Wohl ließen ſich noch Tauſende an dem unreinen Waſſer des Heidentums genügen. Aber es war doch ſchon eine kleine Chriſtenſchar vorhanden, Leute, welche die Süßigkeit des Evangeliums geſchmeckt hatten, und die bereit waren, trotz Anfeindung ſeitens der Heiden ihren Glauben zu bekennen.

III.

Feindschaft wider die Stadt Gottes.

Die Häuptlinge in Sekukunisland besaßen große Macht. Das bedeutete für die Ausbreitung des Evangeliums eine gewisse Beschränkung. Tleke Maßemola, in dessen Gebiet Arkona liegt, war kein Gegner der Mission. Er hatte zwar im Lauf der Jahre dies und jenes an der missionierenden Tätigkeit der Sendboten auszusetzen. Aber im großen und ganzen war er denselben stets geneigt, und zwar aus eigennützigen Gründen. Er erhoffte von der Anwesenheit eines weißen Missionars größeres Ansehen und auch gewisse Vorteile bei der Landesregierung, durch deren Beistand er Anfang 1877 ja auch von der drückenden Oberherrschaft Sekukunis I. befreit worden war. Daher versicherte er jedem Missionar, daß er die Leuchte seines Landes sei. Am Vorabend des Ausbruchs der blutigen Feindseligkeiten zwischen Sekukuni II. und Makabeteng, während des großen Burenkrieges, erschien Tleke mit Gefolge im Missionshause und erneuerte die Freundschaft. Mir die Hand reichend, sagte er: „Als das ganze Volk am Fieber darniederlag, machtest du unsere Sache zu der deinigen und vertratest uns bei den burischen Missionaren, die uns trotz Krankheit zur Arbeitsleistung befehlen wollten. Ich hoffe, du wirst uns auch in Zukunft bei den Weißen vertreten." — In derselben Nacht steckten Sekukunis Krieger die Hütten Makabetengs in Brand, stellten sich vor den Türen auf und ließen die durch die Flammen Erschreckten in die gezückten Speere springen.

Als im Burenkriege die Engländer nach Arkona kamen, fanden sich auch hier einige Übelgesinnte, die Tleke zu überreden trachteten, mich an die Engländer zu verraten. Ihre Anklage lautete: Der Missionar hält es mit den Buren; er hat sie in seinem Hause

beherbergt. Übergib ihn den Engländern! Die Antwort hörte ich später selbst aus des Häuptlings Munde; sie lautete: „Das tue ich nicht. Es ist besser, wenn die Buren bei ihm und nicht bei mir einkehren!“ — Die Engländer hielten ihren Einzug, und wir zitterten, gleich anderen Missionsleuten gewaltsam von der Station entfernt zu werden. Doch Tleke redete das Beste von mir. Auf die Frage des General Plumer: „Was ist dein Missionar für ein Mann?“ antwortete er: „Wir sind miteinander befreundet.“ So geschah es, daß wir nicht weggeführt wurden.

Dagegen nahm der zu Sekukuni gehörige Unterhäuptling Mankopane von jeher eine unfreundliche Stellung gegen die Mission ein. Die Christen der dortigen Außenstation hatten gar oft unter seiner Feindseligkeit zu seufzen. Hart wie die kahlen Felsen, zwischen denen er hauste, war auch sein Heidenherz. Das Lebenswasser aus Gottes Brünnlein hatte den Herzensacker einiger Untertanen weich und für das Leben in Gott fruchtbar gemacht. Gerade das war des alten Heiden großer Kummer.

Jedoch seine bitteren Klagen wider die Christen waren für dieselben ein glänzendes Zeugnis eifriger Missionstätigkeit. Eines Tages lief ihm ein Taufschüler in den Weg. „Da habe ich endlich mal einen jener Menschen, die mein ganzes Volk verderben,“ redete ihn der Häuptling an. „Wie lange soll ich euch dulden? Seht ihr einen Greis, so lauft ihr ihm nach und sprecht: ‚Alter, wann wirst du anfangen zu lernen?‘ Begegnet euch eine Frau, so fragt ihr: ‚Wann wirst du zum Worte Gottes kommen?‘ Und wenn ein Jüngling an euch vorübergeht, so könnt ihr ihn nicht in Ruhe lassen, sondern nötigt ihn, zu euch zu kommen. Auf diese Weise habt ihr das ganze Volk verdorben!“

Besonders zürnte er dem Missionsgehilfen Jakob Phokanoka, einem Mann, selbst aus königlichem Blut, in Mothopong geboren und groß geworden. Mit finsterem Gesicht hockte der Unterhäuptling einst auf seinem Hofe am Rutenzaun und ärgerte sich über den Abfall von den Sitten der Vorfahren. Er hatte dem Missionsgehilfen durch einen Boten den Ausweisungsbefehl erteilt, war aber nicht ganz gewiß, ob „dieser Mensch“ dem Befehl Gehorsam leisten werde. Siehe, da kam der Verhaßte selbst heiteren Angesichts

dahergeschritten. „Da ist der Herr!“ grüßte er höflich. Der wütend dreinschauende Herrscher hätte ihn am liebsten verprügelt, erwiderte jedoch den Gruß. Jakob ließ sich neben ihm auf die Erde nieder und sagte in unterwürfigem Tone: „Mein König, ich wäre dir sehr dankbar, wenn du mir den Grund der Ausweisung angeben möchtest!“ Diese Frage hatte der alte Heide erwartet und antwortete: „Das solltest du allerdings selber wissen; wenn du Ohren hättest, so müßtest du das bereits gehört haben!“ Phokanoka fragte weiter: „Ist es vielleicht um des Evangeliums willen, das ich predige?“ Das brachte Mankopane außer Fassung. Er schrie mit lauter Stimme: „Ja, hebe dich hinweg aus meinem Lande, du, der du das Volk verdirbst!“ Der Missionsgehilfe ließ sich nicht einschüchtern, sondern antwortete: „Mein König, kannst du auch einen Mann vertreiben, der durch Geburt ein Recht in deinem Lande hat?“ Das reizte den Häuptling noch mehr, und in bestimmtem Tone befahl er: „Verlasse mein Land; ich will dich nicht mehr sehen!“ — Unterdessen hatte sich auch eine große Menschenmenge auf dem Häuptlingshofe und vor demselben angesammelt. Ein Tumult entstand. Man drängte auf Phokanoka ein und rief: „Tötet ihn; er ist ein Missetäter!“ Jakob erwiderte: „Tötet man auch einen Mann, der weder Diebstahl noch Mord begangen? Was habe ich denn getan, das des Todes oder der Verbannung wert sei? Hier ist meine Heimat, hier bleibe ich!“ Die Unruhe wuchs; der Lärm wurde immer größer. Doch wagte niemand, Hand an den bedrohten Mann zu legen. Jedermann schaute nach dem Häuptling und erwartete seinen Befehl. Aber da geschah etwas ganz Unerwartetes: Mankopane erhob sich und ging schweigend hinweg. Allgemeines Erstaunen. „Wie, er tut ihm nichts?“ „Er schlägt ihn nicht?“ „Er jagt ihn nicht weg?“ — so schwirrten die Stimmen durcheinander. Nach und nach beruhigten sich die Gemüter; der Lärm verstummte; die Drohungen schwiegen. Zuletzt riefen einige weniger feindliche Männer: „Hat dich der Häuptling nicht gestraft, strafen wir dich auch nicht!“ Damit endete die christenfeindliche Versammlung. Jakob Phokanoka durfte unbehelligt nach Hause gehen. Aber die Sache war nur scheinbar erledigt. Es dauerte nicht lange, da sandte Mankopane Bewaffnete aus und ließ den Christen mehrere Stück

Vieh wegnehmen. Das bedeutete für die Leute einen herben Verluſt. Die wenigen Rinder waren ihr einziger Beſitz. Aber ſie litten um des Evangeliums willen. Ihre Väter hatten in Kriegszeiten öfter als einmal den Viehbeſtand verloren. Waren ſie beſſer als ihre Väter? Jene kämpften um ihre „Stadt". Auch dieſe kämpften für eine Stadt, die Stadt Gottes.

Verfolgungen ſind Chriſtengemeinden ſtets zum Segen geweſen und haben neue Bekenner aus den Scharen der Heiden herbeigezogen. So war es auch auf der Arkonaer Außenſtation Mothopong. Trotz aller Feindſeligkeit gegen die Stadt Gottes gab es immer wieder neue Leute, die nach dem Lebenswaſſer dürſteten und zum höchſten Verdruß des Häuptlings nach den Verſammlungen der Chriſten eilten. Als alle Vermahnungen und Drohungen fruchtlos blieben, ſchlich Mankopane an den Kirchweg und verbarg ſich im Gebüſch. Wenn die ahnungsloſen Kirchgänger daherkamen, brach er plötzlich aus ſeinem Verſteck hervor. Dann befiel die armen Menſchen Angſt und Schrecken. Keiner wagte, auch nur einen Schritt weiterzugehen. Furchtſam und geſenkten Hauptes kehrten ſie nach Hauſe zurück.

Aber ein durch brennenden Durſt Gepeinigter verachtet beim Anblick von Waſſer jegliche Gefahr. Des Häuptlings Drohungen ſchreckten die nach dem Lebenswaſſer begehrenden Heiden nur eine Zeitlang. Sie fanden einen anderen Pfad, der auch zum Kirchhüttlein führte. Mankopane knirſchte mit den Zähnen, fluchte und wetterte. Umſonſt! Seine heidniſchen Untertanen gingen zur Stadt Gottes. Er erſann eine neue Liſt. „Ich will mich in die Kirchtür ſtellen und den ſehen, der es wagt, an mir vorüber in die Kirche zu ſchreiten!" ſprach er. Geſagt, getan. Fortan ſtand er Sonntags im alten Heidenkoſtüm — Schurzfell und Stab — und mit europäiſcher Kopfbedeckung — einem ſchmierigen Filzhut — vor der Kirchtür. „Ha, da kommen die Sünder! "murmelte er vor ſich hin. Als erſter trat der Miſſionsgehilfe herein. „Da iſt der Herr!" grüßte er den Häuptling. „Wie geht es dem Könige?" fragte er höflich weiter. Mankopane verbarg ſeine Erregung. „Heute werde ich ihm ſeine Gläubigen ‚alle machen'!" triumphierte er. Da kommt ſchon wieder einer! Das iſt ein Helfershelfer des

Phokanoka, meines ſauberen Vetters! Der Verhaßte kam näher und grüßte untertänigſt: „König und Herr!“ ging an ihm vorüber und trat in die Kirchhütte. In der Ferne wurde ein dritter ſichtbar. „Was wird der machen?“ murmelte der Alte unter ſeinem Filzhut. Dann ſpuckte er verächtlich aus. Der iſt ſchon bis in den Grund verdorben!“ ſagte er. Der Betreffende, ein europäiſch gekleideter Mann ohne Schuhe, blieb in höflicher Entfernung ſtehen, faßte die Spitze ſeines Schlapphutes, ſchwenkte ihn in die Luft und rief grüßend: „Löwenmaul!“ „Hätte ich dich nur zwiſchen meinen Zähnen,“ grinſte der Alte vor ſich hin, nickte mit dem Kopf und ſpähte nach anderen Kirchgängern aus. Endlich kamen einige Heiden des Weges daher. „Aha, wollen ſehen, ob ſie es wagen, an mir vorüber in die Kirche zu gehen!“ ſprach er vor ſich hin. Da erkannten die Leute in dem alten Klapperbein ihren Häuptling. Sie ſtutzten, blieben ſtehen und — kehrten langſam nach Hauſe zurück. Mankopanes runzliges Geſicht ſtrahlte. Er ſpuckte noch einmal kräftig aus. Dann kehrte er der Kirche den Rücken.

Es ward den Leuten ſchwer gemacht, ſich zu bekehren. Aber hier und da wagte es immer wieder einer, Sonntags am Gottesdienſt teilzunehmen. Freilich wurde es Mankopane ſofort hinterbracht, der nun ſeinerſeits alle Hebel in Bewegung ſetzte, den „Abtrünnigen“ zurückzugewinnen.

Das tat er auch mit jenem Heiden, der allen Verboten und Drohungen zu trotz zuletzt doch dem Verlangen nach Gottes Wort nicht widerſtehen konnte. Die Chriſten ſahen es mit Freuden, wenn er ſich Sonntags zum Gottesdienſt einfand. Als der Häuptling davon hörte, biß er die Zähne zuſammen, murmelte ein paar unverſtändliche Worte und ſtand am nächſten Sonntagmorgen mit Tagesgrauen vor der Hütte jenes Untertanen. Er bückte ſich hinab zu der niedrigen Tür, mit allen Fingern zugleich kräftig anpochend. Der Bewohner ſteckte den Kopf aus der wollenen Decke und fragte im Halbſchlaf: „Wer iſt da?“ Mankopane gab im Kommandotone ſchnelle Antwort und rief: „Ich! du kennſt mich doch?“ Der Mann fuhr von ſeiner Schlafmatte empor, als habe er einen Fußtritt erhalten, und antwortete demütigſt: „Ja, mein Herr!“ Nun

erhob der Häuptling seine Stimme zu ernster Warnung und sprach: „Höre, Mann, du bist drei Sonntage hintereinander in der Kirche gewesen. Laß ab davon; ich gebiete es dir. Ich bin euer Gott! Und wenn du meinen Geboten nicht gehorsam bist, wisse, mir stehen Mittel und Wege zur Verfügung, einen Menschen vom Leben zum Tode zu befördern!“ — Mankopane war vom vielen Sprechen ganz warm geworden. Der Wirkung seiner Worte gewiß sprang er auf seine Füße, eilte nach Hause zum kühlen Biertopf, nahm ein paar tiefe Schöpflöffel voll und legte sich dann befriedigt auf seine Ruhematte.

Die Feindschaft wider die Stadt Gottes stählte den Mut aller derer, die wirklich willig waren, die Bürgerschaft derselben zu erwerben. Ein glänzendes Beispiel dafür ist die Geschichte eines Mannes mit Namen Letschibocho, der trotz Familienhaß und aller Prügel seitens der heidnischen Gewalthaber laut seinen Herrn bekannte. Mit dem Verlangen, Gottes Wort zu lernen, hatte er sich von dem Christen Andreas Nthoneng ein Buchstabierbuch erbeten. Das kleine Heft wirbelte auf der elterlichen Lapa viel Staub auf. Der heidnische Vater war weniger mit dem lernbegierigen Sohn unzufrieden als die Mutter, eine ins Heidentum zurückgefallene Christin. Sie drohten dem jungverheirateten Manne, die Frau wegzunehmen. Da die Kaufsumme für das Mädchen aus dem Besitz des Vaters gezahlt worden war, so machte es demselben keine Schwierigkeit, die Drohung auch auszuführen. Doch das alles konnte den Sohn nicht bewegen, die Teilnahme am Taufunterricht aufzugeben. Die wütende Mutter versagte ihm daher die tägliche Speise. Letschiboch› blieb standhaft, versuchte aber, das Gewissen der alten Frau aufzurütteln. Er fragte sie: „Was bezweckst du eigentlich mit all deinen Maßregeln wider mich, Mutter?“ „Daß du die Schmach von unserem Hause nimmst und in die heidnische Beschneidung gehst!“ antwortete sie gereizt. Der Sohn fragte weiter: „Nennst du dich nicht noch immer eine Christin, Mutter? Warum hinderst du denn dein Kind, Christ zu werden?“ Sie murmelte etwas Unverständliches vor sich hin. Dann erhob sie die Stimme und sagte: „Du sollst in die Beschneidungsschule!“ Letschibocho antwortete: „Mutter, die Beschneidung ist heidnisch; aber ich habe

mich für Gottes Wort entschieden!" Doch das Herz dieser Mutter blieb hart. „So bekommst du nichts zu essen!" sagte sie mit Nachdruck. Aber Hunger tut weh. Letschibocho verließ die elterliche Hütte und nahm seine Zuflucht beim Missionsgehilfen.

Infolgedessen verklagten die Eltern den „Ungehorsamen" beim Häuptling Makomane, dem Sohn und Nachfolger jenes Mankopane. Dieser sandte eine Schar junger Burschen aus, Letschibocho zu verprügeln. Doch sie brachten es nicht übers Herz, ihren Gespielen, mit dem sie in früheren Jahren manches Vogelnest ausgenommen hatten, mit Stockschlägen zu bearbeiten. Sie redeten ihm vielmehr gut zu und sprachen: „Komm, alter Kamerad, laß dich zum Häuptling führen; sollst du geschlagen werden, so mag er das selbst tun." Und er ging mit. Der Missionsgehilfe und das Gemeindeglied Jakobus Mantleng gaben ihm das Geleit. Das neue Stammeshaupt, in Feindschaft wider die Christen seinem Vater ebenbürtig, setzte bei ihrem Erscheinen seine Lungen tüchtig in Bewegung und ereiferte sich über die Schlechtigkeit der Menschen, die sich nicht entblödeten, durch neue Lehren die Herzen der Mitmenschen zu verführen. Als der Redestrom endlich seinen Eifer auf den Siedepunkt gebracht, sprang er auf seine Füße und prügelte mit einem Knüttel auf Letschibocho und den Christen Mantleng los. „Volksverderber!" schimpfte er sie. Und sie waren es gerade, die tätig waren, die heidnische Fäulnis seiner Untertanen aufzuhalten. Sie nahmen die Schläge ruhig hin. Dann wandte der junge Mann sein Antlitz dem Häuptling zu und sprach: „Du hast die Macht; wir können nichts wider dich tun. Aber von Gottes Wort werde ich nimmermehr lassen!"

Seiner Frau beraubt, von den eigenen Eltern an den Häuptling verraten, plante Letschibocho die Flucht. Er wußte sich in den Besitz seines Weibes zu setzen, und eines Tages standen beide freudestrahlend vor mir in Arkona. Die grauen Felsen sahen hier genau so aus wie im benachbarten Mothopong. Aber die Stadt Gottes mit ihrem Brünnlein war stärker. Sie konnten dem Feinde erfolgreicheren Widerstand leisten. Christliche Verwandte nahmen die Flüchtlinge bei sich auf. Später bauten sie ihre eigene Hütte.

Die Mothoponger hatten nun das Nachsehen. Es dauerte

Die heidnischen Eltern verklagten den „Ungehorsamen“ beim Häuptling.

freilich nicht lange, da erſchien der heidniſche Vater und bot alle Überredungskunſt auf, den „verlorenen Sohn“ wieder nach Hauſe zu bringen. Der alte Mann machte den Weg viermal. Zuletzt wandte er ſich an den Häuptling Tſeke, und beinahe wäre es ihm gelungen, Letſchibochos habhaft zu werden. Da humpelte eines Spätnachmittags der einbeinige Aaron Tſokele in meine Stube, ſetzte ſich auf die Bank, wiſchte mit der Hand den Schweiß von der Stirn und ſagte: „Mynheer, hörſt du? Wenn du Letſchibocho erretten willſt, ſo eile ſchnell nach unſerer Hauptſtadt! Wiſſe, der Vater iſt zum Häuptling Tſeke gekommen und hat um die Auslieferung ſeines Sohnes gebeten. Der Herr von Maßemola hat das Geſchenk eines Ziegenbocks bereits entgegengenommen.“ Sofort eilte ich nach der Hauptſtadt. Im Tor ſchritt ich höflich grüßend an einer Schar heidniſcher Männer vorüber, die mit weiſen Ratsangeſichtern im Kreiſe auf der Erde ſaßen. Ich wußte es nicht, daß die Verwandten Letſchibochos darunter waren. Der Häuptling empfing mich auf der Veranda ſeines viereckigen, geräumigen Hauſes. „Haſt du eine große Sache, ſo mußt du erſt etwas eſſen,“ ſprach er. Sein heidniſcher Diener — der ſich, weil auch ohne Vater und Mutter, nach dem erſten Menſchen Adam zu nennen beliebte — trug eine rieſige Holzwanne mit dem Fleiſch jenes Ziegenbocks auf und ſtellte ſie vor mich auf die Erde. Ich verringerte den Inhalt der Wanne um einige kleine Stückchen, wobei mir mein Taſchenmeſſer gute Dienſte leiſtete. „Biſt du ſatt?“ fragte der Häuptling. „Danke, ich habe vorzüglich geſpeiſt,“ erwiderte ich. „Nun laß uns die große Sache reden!“ Er hörte aufmerkſam zu, als ich ſagte: „Häuptling, ich bitte dich, wenn dich die Mothoponger um Auslieferung Letſchibochos erſuchen, ſo antworte ihnen weiter nichts als: ‚Da iſt euer Kind, redet mit ihm!‘“ Er war merkwürdigerweiſe ſofort dazu bereit. Doch mußte ich mich verpflichten, über unſere Unterredung Stillſchweigen zu bewahren.

Am anderen Morgen fand die Gerichtsſitzung ſtatt, und zwar auf der Veranda des Häuptlingshauſes. Die Hauptſache ſpielte ſich in folgender Szene ab, in welcher beide, Häuptling und Bittſteller, durch einen „Mund“, nämlich einen Ratsherrn als Mittelsperſon, verhandelten.

Letschibochos Vater begann: „Ich bitte um meinen Sohn; er soll in die Beschneidungsschule gehen.“ Der Herrscher Maßemolas antwortete kühl: „Da ist er; nimm ihn dir; er ist ja dein Kind!“ Der Bittsteller verzog das Gesicht zu einem sauren Lachen und fuhr fort: „Ich bitte ganz untertänigst, daß Maßemola den Jungen greife und mir überantworte!“ Tseke tat einen Zug aus seiner kurzen Pfeife und erwiderte: „Da ist dein Kind; sprich mit ihm!“ Der Alte stutzte, klappte mit den erhobenen Händen und bat abermals: „König, gib ihn mir mit deiner Hand!“ Tseke zuckte mit den Schultern und sagte: „Mein Arm ist zu kurz und reicht nicht bis zu ihm. Sprich selbst mit ihm!“ Letschibochos Vater ließ betrübt sein Haupt sinken. Dann blickte er unsicher auf den Häuptling und bat: „Raubtier, König, so nimm ihn doch, bitte, und stecke ihn in deine Beschneidungsschule!“ Doch der Angeredete wandte dem Sprecher bereits den Rücken und sprach: „Habe ich dir nicht gesagt, daß mein Arm zu kurz ist? Ich habe nicht einmal Macht über meine eigenen Kinder. Einer meiner Söhne ist in der Beschneidungsschule; der andere, ein Christ, ist in die Fremde gegangen, und mein Arm reicht nicht bis zu ihm hin.“ Der Bittsteller machte einen letzten Versuch und bat: „Herr, so weist doch meinen Jungen aus eurem Lande; weigert ihm das Wohnrecht; heißt ihn nach seiner Heimat zurückkehren.“ Aber der Häuptling schwieg. Dagegen mischte sich nun ein Ratsherr in die Angelegenheit. Er drohte Letschibocho und sprach: „Du hast unser Land zu verlassen; wir jagen dich hinaus! Geh dahin, wo du hergekommen bist! Warum weigerst du dich, mit dem Manne ziehen, der dich gezeugt hat?“ Unterdessen hatte sich Tseke in sein Haus zurückgezogen. Doch stellte er sich auf einen Platz, wo er gerade von Letschibocho gut gesehen werden konnte. Dem armen Menschen trat bei den Worten des Ratsherrn der Angstschweiß auf die Stirn. Da erblickte er das Angesicht des Häuptlings im Hause. „Darf ich meinen Augen trauen?“ fragte er zweifelnd. „Gilt der wohlwollende Blick des Häuptlings meiner geringen Person?“ Und dann jubilierte er: „Wirklich, ich bin es, den er so gütig anschaut. Da, da! Er schüttelt den Kopf zum Zeichen, daß ich nichts zu fürchten habe!“ Dem jungen Manne wurde das Herz so fröhlich und leicht. Und so geschah es, daß er dem Ratsherrn

mit lachendem Munde antwortete: „Ich weiche nicht aus eurem Lande! Im Gegenteil, hier will ich bleiben und Gottes Wort lernen!“ Die ganze Ratsversammlung war starr ob der kecken Antwort. Doch auch nur einen Augenblick. Dann löste sich die Zunge, und eine Flut von Drohungen ergoß sich über Letschibocho. „Verdorbene Jugend!“ schrie der eine; „Frecher Lümmel!“ der andere. Die wenig zarten Schimpfreden schwirrten wild durcheinander. Doch aus dem wüsten Lärm konnte Letschibocho deutlich vernehmen, daß alle wie ein Mann seine Auslieferung forderten. Das hätte ihm den Mut rauben können. Aber er baute auf Gott den Herrn und die Güte des Häuptlings.

Jener Ratsherr folgte Tleke ins Haus. Sofort nahm ihn derselbe zur Seite und sprach mißbilligend: „Mann, machst du mich denn zu einem Trunkenen? Was ich gesagt habe, das habe ich gesagt!“ Nur einige Christen konnten die leise gesprochenen Worte vernehmen, welche eigentlich die ganze Sache sofort erledigten. Zwar wurde noch viel hin- und hergeredet. Aber zuletzt mußte der heidnische Vater ohne seinen Sohn tiefbetrübt von dannen ziehen.

Wohl zitterte der junge Mann vor einem nächtlichen Überfall und wäre am liebsten noch in derselben Nacht nach Pretoria geflohen. Aber die Christen Arkonas beruhigten ihn und versprachen ihren Schutz.

Bald darauf wurde Letschibocho mit seinem Weibe Letebejane und dem neugeborenen Söhnlein getauft. In der Gemeinde herrschte eitel Freude. Keine Feindschaft hatte die Stadt Gottes schädigen können. Vertrauensvoll blickten sie in die Zukunft. Sie wußten, daß das Psalmwort für alle Zeiten gelten werde: „Gott ist unsere Zuversicht und Stärke!“

IV.

In Leibesnöten.

Das Lebenswasser hatte bereits viele verdorrte Herzen erquickt. Zwischen den kahlen Felsen blühte ein Garten Gottes. Die ehemaligen Heiden wohnten als Christen in zahlreichen Niederlassungen auf dem von den Heidendörfern abgegrenzten „Schulplatz". Hier fanden nach dem Heil dürstende Seelen Zuflucht vor heidnischen Verwandten, die sie mit Gewalt an die unreine Quelle des Heidentums zurücktreiben wollten.

Die Wächter des Gottesbrünnleins hatten aber auch für alle Leibesnöte ihrer Pflegebefohlenen eine hilfreiche Hand. Wer den Beistand der Missionare anrief, konnte gewiß sein, daß sein Schade geheilt wurde, wenn Heilung irgend möglich war.

Die Zahl der Augenkranken war ganz besonders groß. Das war begreiflich, wenn man die flimmernde Hitze sah, welche auf den nackten Felsen und der dürren, grauen Landschaft brütete. Das Auge fand keinen erfrischenden Ruhepunkt. „Haben Sie Augenmedizin mitgebracht?" fragte mich mein Amtsvorgänger, als ich ihn in Arkona ablöste. Und da ich das verneinte, sagte er mit Nachdruck: „Dann sind Sie ein verlorener Mann!" Sofort verschaffte ich mir die kostbare Arznei. Wie nötig dieselbe war, erfuhr ich gleich im Anfang. Fast täglich hatte ich mehrere Patienten dieser Art zu behandeln. Etliche kamen mit verhüllten Angesichtern, von ihren Verwandten geführt, und baten flehentlich: „Gib mir meine Augen wieder!"

Während die an kranken Augen Leidenden immer wieder genasen, konnten die zahlreichen Lungenschwindsüchtigen wohl Erleichterung, aber leider keine Heilung finden. — Dagegen hatte die Behandlung von giftigen Schlangen Gebissener regelmäßig guten Erfolg.

Eines Nachts klopfte mich ein Mann heraus mit den Worten: „Herr, die Frau meines Nachbars ist eben von einer Schlange in den Fuß gebissen worden!“ Ich machte mich sofort auf den Weg. Die Patientin saß auf ihrer wollenen Decke im offenen Hofe, wo die Familie zur heißen Sommerzeit auf der Erde zu schlafen pflegte. Zunächst verabfolgte ich eine reichliche Menge Alkohol. Die Frau schüttelte sich ein wenig. Es sei eine entsetzlich scharfe Medizin, meinte sie. Dann ätzte ich die kaum sichtbare Bißwunde mit unverdünnter Karbolsäure. „Vergelt's Gott, was Ihr heute an mir getan habt!“ sprach die Patientin. Jedoch am nächsten Morgen fand ich sie in größter Not. Als ich eintrat, rief sie: „O Herr, das war eine furchtbare Nacht. Ich glaubte, mein letztes Stündlein sei vorhanden. Lächelnd fragte ich nach der Ursache. „O Herr, eure Medizin, die ich gestern abend getrunken, hat mich beinahe umgebracht. Puh! wie scharf! Es ist mir nach dem Genuß des ekligen Zeuges entsetzlich schlecht geworden. O, das Erbrechen!“ — Mit befriedigtem Kopfnicken verlangte ich, die Wunde zu sehen. „Das war eine gute Medizin, Anna,“ sagte ich. Sie sah mich erstaunt an und sprach: „Ja, aber ich kann bis jetzt noch kein Glied rühren, so sehr hat mich ihre Wirkung angegriffen!“ „Dafür wirst du nun auch vom Schlangenbiß genesen und am Leben bleiben,“ tröstete ich. Diese Versicherung beruhigte sie über die unheimliche Medizin. Ich ätzte die Wunde wiederholt mit Karbolsäure. Das Bein schwoll etwas an, schmerzte und fesselte die Frau eine Zeitlang ans Lager, bis ich eines Tages das Nest leer fand. „Anna ist aufs Feld gegangen!“ sagten die Nachbarn.

Schwieriger war die Behandlung eines Töchterchens des Christen Jakob Kchafane. Dasselbe war nachts im Schlafe von einer Puffotter in die Stirn gebissen worden. Zwar wohnten die Eltern nur 150 Schritt vom Missionshause entfernt; aber törichterweise riefen sie mich erst am andern Morgen. Mit Gottes Hilfe gelang es, das Kind am Leben zu erhalten.

Ein Mann namens Vogel hatte sich in Anbetracht eines leidlichen Kassenbestandes ein paar lange Stiefeln zugelegt. Sie waren ihm sauer genug geworden, da er sie während eines viele Tage langen Marsches von Pretoria bis nach Arkona in einem Bündel

auf dem Rücken getragen hatte. Sie einfach anzuziehen, war ihm nicht eingefallen. Dadurch hätten sie ja Schaden leiden können. Es lief sich barfuß auch zehnmal besser. Aber zu Hause wollte er sie täglich tragen. Der Neid der besitzlosen Klassen war ihm gewiß. Es war eines schönen Morgens. Der junge Mann hatte vor dem Aufstehen schon immerzu mit den Langschäftigen geliebäugelt. In der Tat, es waren ein paar propere Stiefeln. Schmunzelnd stellte er sie nun vor sich hin und nahm in Ermangelung eines Stuhles behaglich auf einem Holzklotz Platz. „So, nun wollen wir den anderen zeigen, was man in Pretoria alles haben kann!" sagte er mit stolzem Lächeln und stieg in die Stiefeln. „Au!" schrie er plötzlich, und zog mit affenartiger Geschwindigkeit die Stiefeln wieder aus. „Was sagst du?" fragte seine Frau in nachlässigem Ton. „Warum ziehst du denn die schönen Stiefeln wieder aus?" „Schweig, unnützes Weib!" herrschte Vogel seine Ehehälfte an und schüttelte einen Skorpion aus dem Stiefel. Dann nahm er seinen Stock und humpelte bescheiden barfuß nach dem Nothelfer im Missionshause. Unter Anwendung des zutreffenden Mittels war Vogel bald soweit hergestellt, daß er mit seinen schönen Stiefeln endlich Staat machen konnte.

Nicht lange darauf wurde ich eines Nachts um zwölf Uhr ungestüm aus dem Schlaf geklopft. „Was ist denn los?" fragte ich. „Es ist schon wieder einer vom Skorpion geschlagen," riefen einige unbekannte Stimmen. Die Wunderkur an dem Stiefelträger hatte sich unter den Heiden weit herumgesprochen.

Welch ein Heil ging von dem Missionshause über die Kranken in Maßemolaland aus! Welcher Eingeborene ist z. B. imstande, ein von Brandwunden bedecktes Kind zu heilen! Es ist rettungslos dem Tode verfallen, wenn sich nicht der Glaubensbote über dasselbe erbarmt.

Die Wundbehandlung nahm einen breiten Raum ein. Eines Tages wurde mir ein kleines heidnisches Mädchen gebracht mit einer entsetzlichen Wunde im Oberschenkel. Das Kind war vom Baum gefallen und hatte sich mit dem Bein an einem abgebrochenen Ast aufgespießt. Die Heilung gelang vollkommen.

Besondere Freude machte mir ein alter Heide, der mit einer

alten, bösen Wunde an der rechten Hand sich täglich einstellte. Als er endlich die Fortschritte der Heilung wahrnahm, erstrahlte sein Angesicht von großer Freude. Seine Dankesworte bei der Entlassung aus ärztlicher Behandlung kamen gewiß aus tiefster Seele. Und ich freute mich selber von Herzen über Gottes Hilfe, die diesem Manne den Gebrauch seiner Hand wiedergegeben hatte.

Aus weiter Ferne von jenseit des Olifantflusses kamen die Heiden herbei, oft mit bösen Geschwüren. Sie ließen sich des langen Weges nicht verdrießen, sondern stellten sich bis zur Genesung immer wieder willig ein. Meine Bitte war stets die, daß diese Leute auch den himmlischen Arzt konsultieren und Heilung von all ihren Wunden und Eiterbeulen finden möchten.

Die Maßemolaer haben das Sprichwort: Mafswana a manjane a mmutla a véile ngwana wa mmutla vorata, das heißt: Die wenige Milch der Hasenmutter erzeugt beim Hasenkinde Liebe. In Arkona hatte sich ein Namenchrist wegen fünffachen Ehebruchs den Ausschluß vom heiligen Abendmahl zugezogen. Die Folge war, daß er sich an eine von farbigen Geistlichen geleitete Eingeborenenkirche um Aufnahme wandte. Seine Ehefrau billigte nicht nur diese Flucht vor Kirchenstrafe, sondern schloß sich sogar ihrem Manne an und verließ mit demselben unsere Gemeinde, deren Zucht ihnen lästig geworden war. Aber eines Tages klopfte es schüchtern an meine Tür. Es war jener Abtrünnige. Verlegen drehte er an seinem Hut. „Helft uns, Herr, mein Weib liegt in der Feldhütte, und der Fuß wird immer schlechter.“ „So, hat sie einen bösen Fuß?“ fragte ich. „Ja, Herr, und wie bös ist er!“ antwortete der Mann. Dann fuhr er fort: „Drei Wochen liegt sie bereits, Herr, und es ist keine Hilfe. Wie es gekommen ist? Es war nur ein kleiner Splitter, der ihren Fuß verletzte. Aber niemand verstand, die Wunde zu behandeln; sie wurde größer und größer, eiterte, und das Bein schwoll dick an. Nun laßt es Euch erbarmen und kommt zu Hilfe!“ Gern war ich bereit, aber der Acker lag meilenweit entfernt. Mein Pferd hatte die Pferdesterbe dahingerafft, und meine Beine waren bei der uns selten verlassenden Malaria nicht stark genug für einen weiten Marsch in brennender Hitze. Deshalb riet ich, die Kranke nach Hause zu bringen. Eine gute Behandlung der Wunde zu ermög-

lichen, wäre der Heimtransport auch notwendig geworden. Der Mann besaß weder Zugochsen noch Wagen. Beides zu mieten, deuchte ihm zu kostspielig. Deshalb lud er die Frau auf seinen breiten Rücken und trug sie bis vor meine Tür. Heller Schweiß stand ihm auf der Stirn, als er mit dem Hut in der Hand meldete: „scho!" = Da ist sie! Ach, welch ein Anblick bot sich mir! Eine völlig vereiterte alte Wunde; das Bein stark geschwollen. — „Die Wunde muß ich täglich behandeln; bleibe fortan zu Hause!" ordnete ich an. Aber der Ehemann war anderer Meinung und wollte sein Weib durchaus nach der Feldhütte zurücktragen. Er begründete das mit der herrschenden Hungersnot und sprach: „Herr, ich habe nicht ein Maiskorn im Hause; dagegen findet sich auf dem Felde bald diese, bald jene frühreife Frucht, an der wir unseren Hunger stillen können." Zum Glück hatte ich noch einen kleinen Maisvorrat und konnte ihm ein genügendes Maß als Geschenk anbieten. Damit hatte ich alle Bedenken niedergeschlagen. Die Frau blieb zu Hause, und die Wunde konnte täglich und gründlich behandelt werden. Der Fuß wurde besser, und eines Tages durfte ich die Patientin als geheilt entlassen.

Nicht lange danach bat mich die nun völlig Genesene um das heilige Abendmahl und Wiederaufnahme in die Gemeinde, welcher sie einst so schnöde den Rücken gekehrt hatte.

Die in Maßemoland am meisten herrschende Krankheit war die Malaria. Man sagt, dieselbe werde durch Mosquitos (Anophyles) auf den Menschen übertragen. Ich kann mich kaum besinnen, in Arkona Mosquitos gesehen zu haben. Und doch zehrte die Malaria an unserem Mark, wie es kaum in Maschonaland der Fall gewesen.

Nach der großen Rinderpest 1896 verheerte eine mehrere Jahre andauernde, entsetzliche Fieberepidemie die ganze Gegend. Allein von den 2000 Seelen, die in der Nähe der Hauptstation wohnten, starben in einem Jahre 370 Personen, darunter über 60 Christen. In dieser Zeit war es Aufgabe des Missionars, so lange er selbst noch seine Füße bewegen konnte, als Arzt für Leib und Seele fort und fort auf den Beinen zu sein. Der Anblick all des Jammers an Kranken- und Sterbebetten, die bleierne Hitze — durch Rück-

ſtrahlung von den kahlen Felſen erhöht — das alles wirkte ſo erſchlaffend auf den Körper, daß ich nach vier- bis ſechswöchentlicher Krankenbehandlung regelmäßig zuſammenbrach.

Die Krankenbeſuche lehrten mich manches wirklich fromme Menſchenkind kennen. „Woher kommt es, daß wir ſo leiden müſſen, ſollen wir bei Gott die Schuld ſuchen?“ fragte mich eine kranke Chriſtin. Und ohne meine Antwort abzuwarten, fügte ſie hinzu: „Nimmermehr! Die Schuld liegt bei uns; der Herr ſtraft uns um unſerer Sünden willen; wir ſollen uns zu ihm bekehren!“

Eines Tages ſaß ich am Schmerzenslager des nun längſt heimgegangenen Joel Machampane. „Ich habe ‚Bunyans Pilgerreiſe‘ geleſen,“ ſagte er. „Es iſt genau ſo, wie in dem Buch erzählt wird; wenn der Mann mit der Senſe droht, erſchrecken wir und lernen den Herrn ſuchen. Er ruft niemand vor der Zeit; er ſchreckt uns nur, damit wir uns von Herzen bekehren.“

Die Heiden erfuhren es in dieſer Krankheitszeit gar oft, daß Gott der Herr Macht habe, ein entfliehendes Leben aufzuhalten. Ein heidniſches Schulkind war bedenklich an Malaria erkrankt. Seine chriſtliche Mutter, Witwe eines vor Jahresfriſt vom Fieber hinweggerafften Heiden, hatte mich herbeigerufen. Das Mädchen wälzte ſich auf ſeiner Strohmatte in der dürftigen Hütte jämmerlich ſchreiend hin und her. Von Zeit zu Zeit ſprang es kreiſchend auf und wollte durch die niedrige Tür ins Freie entfliehen. Nur mit Mühe konnte die im hohen Grade Fiebernde nach dem Lager auf dem Lehmflur zurückgebracht werden. Das Kind verweigerte jegliche Medizin. Man öffnete ihm gewaltſam den Mund. Es ſpie die Arznei wieder aus. Da kniete ich in Gemeinſchaft mit einigen Chriſten nieder und ſandte ein Gebet zu dem allmächtigen Gott empor. Die anweſenden Heiden ſtierten ſtumpfſinnig vor ſich hin. Vielleicht half der Chriſtengott, vielleicht auch nicht! Da rüttelte ſie einer meiner chriſtlichen Begleiter auf. Er faßte ſie mit beredten Worten an: „Hört mir zu, ihr Leute von Maßemola! Der Gott, der Himmel und Erde geſchaffen, hat auch Macht, das Leben zu erhalten. Er iſt Herr über Leben und Tod.“ — Einige ſchlugen die Augen zu dem Sprecher auf, die anderen ſchlugen ſie nieder und ſpielten mit den Fingern. „Wir haben dich gehört,“ ſagten ſie

„Ihr Leute von Maßemola! der Gott, der Himmel und Erde geschaffen, hat auch Macht, das Leben zu erhalten."

und wandten sich ab. — Nachdem ich der Mutter Chinin für ihre Tochter überreicht hatte, kroch ich auf allen Vieren aus der Hütte und ging nach Hause. Wird das Kind leben bleiben oder sterben? Ich bat den Herrn, doch diesmal den Heiden seine Macht zu beweisen. Und er erhörte das Gebet. Gar mancher sank noch ins kühle Grab. Dies Kind genas, ein Zeugnis über die Heiden von dem lebendigen Gott.

So konnte es auch geschehen, daß die Heiden vor dem Gesange geistlicher Lieder an Krankenbetten große Ehrfurcht bewiesen. — Es war Sonntag. Den Nachmittag hatte ich einer Außenstation gewidmet und kehrte nun auf dem Heimweg bei einem mitten unter den Heiden wohnenden schwerkranken Christen ein. Auf dem freien Platz vor der Hütte saß eine große Schar wie aufgeregte Gänse schnatternde Weiber. Da stimmte ich am Lager des fiebernden Mannes das Lied an: „Jesu, dir leb' ich; Jesu, dir sterb' ich." — Sofort verstummten die schwatzhaften Heidenfrauen und lauschten in feierlicher Stille dem Gesang.

Der christliche Mosutho spricht nicht viel über sein inneres Leben. Deshalb läßt man sich oft zu der Annahme verleiten, daß sein Glaubensstand tief und seine Erkenntnis gering sei. Kommen zuletzt gar diese oder jene Unarten an ihm zum Vorschein, so möchte der Missionar über den Wert der Bekehrung eines Eingeborenen mitunter verzagen. Und doch erfährt er es nachher immer wieder, daß die schwarzen Christen mehr mit Gott dem Herrn leben, als wir annehmen. Bekenntnisse, die ich in jener Zeit — mehrfach in abgerissenen Worten — aus dem Munde schwer leidender Gemeindeglieder vernahm, öffneten mir manchen Blick ins Herz. Ein Zeugnis dafür möge die folgende kleine Geschichte sein.

Die Feier des heiligen Abendmahles im Gotteshause war vorüber. Sie hatte den Charakter einer einzigen großen Krankenkommunion getragen. Dann war ich ausgezogen, hier und da in in den Häusern auch den Schwerkranken das heilige Mahl zu reichen. Einer unter ihnen, Thomas Mokadi, lag bleich und abgezehrt auf seinem Lager, ein Bild des Jammers. „Kennst du mich, Thomas?" fragte ich. „Du bist Mynheer!" lispelte er kaum vernehmbar. Nach dem heiligen Abendmahl rief ich ihm laut ins

Ohr: „Du haſt Himmelsſpeiſe empfangen, die herrliche Gnadengabe unſeres Heilandes. Kennſt du den, Thomas?“ Er ſtrengte ſich an, mir zu ſagen, wie er ihn kenne. Leiſe, kaum vernehmbar, ſtammelte er mir, dem neben ihm Knieenden, ins Ohr: „Als den, der vom Himmel gekommen iſt, uns mit ſeinem heiligen Blut zu erlöſen, als den Heiland, durch welchen jeder arme Sünder, der an ihn glaubt, ſelig werden kann, als den kenne ich ihn!“

Lebenswaſſer in dürrem Lande! Das war's, was die Chriſten in Leibesnöten getroſt und hoffnungsvoll machte. Den Heiden fehlte dieſer Halt. Am Grabe der Dahingeſchiedenen kam das zum Ausdruck.

Zwei Chriſtenfrauen waren geſtorben, Priscilla, die Witwe eines Heiden, und die Frau des älteren Samuel Maßume. Beide hatten vierzehn Tage vor ihrem Tode noch geſund und friſch mit der Gemeinde an der Abendmahlsfeier teilgenommen. So ſchnell waren ſie eine Beute des Todes geworden. — Und nun die Leidtragenden am Begräbnistage. Das Grab hatte ſich über Priscilla geſchloſſen. Der feierliche Geſang war verhallt. Wir ſchritten geſenkten Hauptes und ſtill nach Hauſe. Ach, wie oft waren wir den Kirchhofsweg nun ſchon gegangen! Wen wird man das nächſtemal hinaustragen, dich oder mich? Solche und ähnliche Gedanken bewegten in der andauernden Fieberzeit wohl einen jeglichen von uns. Plötzlich wurde die Aufmerkſamkeit auf eine heidniſch gekleidete Geſtalt gelenkt. Sie hatte ſich aus der Schar der leidtragenden Chriſten losgelöſt und eilte verhüllten Angeſichts nach dem Heidendorf hinüber. Man hörte ein leiſes Wimmern, dann ein lautes Weinen, welches zuletzt in Jammern und Schreien überging. Die Heidin hielt die Totenklage. Sie trauerte als eine, die keine Hoffnung hat.

Wie ganz anders die Tochter Maßumes, eine Chriſtin. Sie war eine Witwe, nicht etwa eine Leuchte in der Gemeinde. O nein, ſie befand ſich unter Kirchenzucht. Gebrochen ſtand ſie an der in ein Ochſenfell genähten Leiche ihrer Mutter. Die Tage des Leides waren nicht ſpurlos an ihr vorübergegangen. Mit zitternder Stimme ſang ſie bei der Leichenfeier im Hauſe: „Jeruſalem, du hochgebaute Stadt, wollt' Gott, ich wär' in dir!“ Die bitteren

Tränen niederdrückend, ſtand ſie nachher am offenen Grabe. Man las es von ihrem Angeſicht: Sie bekämpfte das bittere Leid mit der Hoffnung des Chriſtenglaubens. Ein Bild, das mich in tiefſter Seele ergriff.

Jch ſchaute über die Dornen und Diſteln, Aloes und Euphorbien hinüber zu den Heidendörfern zwiſchen den grauen Felſen und dann auf die kleine chriſtliche Trauerverſammlung vor mir auf dem Gottesacker. Welchen Unterſchied hatte das Evangelium zwiſchen Angehörigen desſelben Volksſtammes bewirkt! Jene ohne Troſt in Krankheit, ohne Hoffnung im Sterben, Zauberern und ihren Würfeln preisgegeben, dieſe ſelbſt am offenen Grabe hoffnungs- und glaubensvoll.

V.

Auf grüner Aue.

Am Ngwarietſifluß, eine halbe Stunde von der Miſſionsſtation entfernt, lag ein einſamer, kleiner Maisgarten. Seine Dornenumzäunung war ſtark und dicht; ſie ſollte die Rinder, Schafe und Ziegen fernhalten. Aber das ſaftige Grün war ſo verlockend, daß die großen Tiere einfach über den Zaun hinwegſprangen, und die kleineren ſo lange daran herumſuchten, bis ſie eine ſchadhafte Stelle gefunden, durch welche ſie in den ſchönen Garten ſchlüpfen konnten.

Ähnlich war es mit der grünen Aue, die das Lebenswaſſer des Evangeliums im trockenen Maßemolalande geſchaffen hatte. Sie lag einſam, aber blühend mitten in der Heidenwüſte. Ringsum auf dürrer Weide die Heiden groß und klein! Manch ſehnſuchtsvoller Blick wanderte hinüber zum ſaftigen Grün in der Nähe des friſchen Waſſers. Es war eine ganz andere Pflanzung, als ſie bisher gewohnt geweſen. Doch das wunderbarſte war, daß man ſie nicht hinwegtrieb, wie die Rinder, Schafe und Ziegen von jenem Mais-, gärtchen hinweggetrieben wurden. Im Gegenteil, es kamen Boten, freundlich einladend, ſich willig zur offenen grünen Weide einzuſtellen. Der Zaun, welcher ſie von dem ſchönen Garten trennte, war nicht von den Pflegern desſelben gezogen worden. O nein, ihre eigenen Volksgenoſſen waren es geweſen, die ihn errichtet hatten. Allerlei Vorurteile wurden rings um den Gottesgarten aufgetürmt. Zauberei, Vielweiberei, Sippenweſen waren der Zaun, der die nach dem Heil Verlangenden zurücktrieb. Aber die Hinderniſſe waren nicht ſtark genug. Viele durchbrachen dieſelben, und hatte ſich erſt ein einzelnes Familienglied über die Vorurteile hinweggeſetzt, ſo folgten andere nach, bis ſich ſchließlich eine ganze Schar um das Evangelium zuſammenfand.

Wie es zugeht, wenn Heiden sich bekehren, möge die nachfolgende Geschichte erzählen:

Es war zur Zeit der Abgaben-Einforderung. Der Burkommissar saß in seinem großen Zelt. Von nah und fern eilten die Männer herbei, ein jeder die alljährlich verlangten 52,50 Mark in einen schmutzigen Lappen gewickelt. Hier und da fanden sich die Leute zu einem Schwätzchen zusammen. Freilich, am besten plauderte es sich, wenn man die Abgaben bezahlt und dem Blick des gestrengen Beamten endlich entkommen war. Dann empfand man das Behagen des Beisammenseins erst in vollem Maße.

Auf dem Hofe der alten heidnischen Witwe Malemealadischa wurde auch solch ein Plauderstündchen abgehalten. Es war eine Art afrikanischer Kaffeeklatsch. Man schwatzte über dies und jenes, ließ auch den abwesenden lieben Nächsten nicht ungeschoren. Dabei saßen die Gäste nicht auf Stühlen, sondern auf dem platten Lehmflur in dem von einem Rutenzaun umgebenen Vorderhof, der das Empfangs- und Wohnzimmer zugleich darstellte. Die einzige Erquickung, welche herumgereicht wurde, war eine Priese. Sie kam jedoch nicht nur von der Herrin der Lapa*), sondern jeder, der noch etwas Schnupftabak in seiner alten Patronenhülse hatte, half seinem Nebenmann aus.

Da trat ein junger Mann aus dem Nachbarort Tißane in die Hoftür. „Dikchoschi!“ = Könige! grüßte er, schritt an den Frauen vorüber und ließ sich bei den Männern nieder. Jemand redete ihn Markus an. Sofort spitzten die anderen die Ohren. Die alte Witwe nahm das Wort. „Bist du denn auch Christ geworden?“ fragte sie. Aller Augen richteten sich auf den jungen Mann. Doch der fürchtete sich nicht, sondern legte ein gutes Bekenntnis ab. „Ist es denn eine so verwunderliche Sache, wenn man Christ wird?“ fragte er. Niemand wagte, ihn zu verspotten. Was ging sie auch der Tißaner Jüngling an. Sie hatten genug zu tun, ihre eigenen Kinder vor dem Abfall von den Göttern der Väter zurückzuhalten. Das mochte Markus wohl kühn gemacht haben. Er blickte im Kreise umher und sprach: „Ich wünschte, ihr alle wäret Christen! Wisset,

*) Hofstatt.

„Mutter, nimm mich auch mit in die Christenlehre.“

es gibt nur zwei Wege; der eine führt ins Reich Gottes zur Seligkeit, der andere in die Hölle zur Verdammnis. Glaubt an den Sohn Gottes; der ist der rechte Weg und führt zum Leben!"

Malemealadischa erschrak bis ins tiefste Herz. Bisher war ihr der Glaube an Jesum höchst gleichgültig gewesen. Sie hatte in früheren Jahren, ehe Missionare ins Land gekommen waren, wohl Leute gesehen, die nach Botschabelo auswanderten, weil man dort von diesem Jesu lernen könne. Doch das waren in ihren Augen überspannte Menschen gewesen. Was sollte dieser Jesus helfen? Und nun hörte sie heute aus dem Munde des Tißaner Jünglings zum ersten Male, wie hochnötig der Glaube an den Gottessohn für die Menschenseele sei. Das Wort von den zwei Wegen wurde sie nicht mehr los. Vor großer Unruhe fand sie nachts keinen Schlaf. Unaufhörlich klang ihr eine Stimme ins Ohr: „Du wandelst den Weg zur Verdammnis!" Endlich überwand sie die heidnischen Vorurteile. Die Angst ihres Herzens war zu groß. Sie kam zu mir mit der Bitte: „Schreibe meinen Namen in dein Buch, und lehre mich den Weg zum Leben!"

Drei Jahre lang besuchte die alte Frau den Taufunterricht. Und mit welchem Eifer lernte sie! Sie hatte jemanden gefunden, der sie den Wortlaut des Katechismus lehrte. So geschah es, daß sie trotz ihrer Jahre bald alle fünf Hauptstücke auswendig konnte.

Doch was sie gelernt, behielt sie nicht für sich allein. Sie teilte es anderen mit und machte sie dadurch auf die grüne Aue aufmerksam, da ihre Seele weidete. Der Erfolg blieb nicht aus. Ihre verheiratete Tochter bat eines Tages: „Mutter, nimm mich auch mit in die Christenlehre!" Fortan begleitete sie ihre Mutter auf dem Gange zum Taufunterricht. Das jüngste Kind nach Eingeborenenweise auf dem Rücken im Schaffell in Schlaf wiegend, saß sie neben Malemealadischa vor mir auf der Erde.

Nach einiger Zeit kam ein dritter mit, Nßaku, der Schwiegersohn. Er war sehr begabt und überflügelte im Wissen gar bald alle seine Mitschüler. Im Geiste sah ich ihn bereits an den Taufstein treten. Da — kam er nicht mehr in den Unterricht. Begegnete ich ihm auf dem Wege, so bog er schnell aus. Traf ich ihn im Heidendorf, so wußte er sich vor mir zu verstecken. Zuletzt fragte

ich seine Frau. Sie mußte imstande sein, mir die Sache zu erklären. Sie tat es mit traurigem Angesicht, indem sie sprach: „Mein Mann ist ins Heidentum zurückgesunken.“ „Wie kommt denn das?“ forschte ich weiter. Sie nahm ihr Kind vom Rücken auf den Schoß und streichelte es. „Mein Mann hat sich ein zweites Weib genommen,“ sprach sie zögernd. — Das war also der Zaun, der ihn von der Gottesweide trennte. Unwillkürlich schüttelte ich den Kopf. „Dann wird er wohl für alle Zeit ein Heide bleiben,“ sagte ich bei mir selbst. Das arme Weib war sichtlich betrübt. Daher fragte ich sie, wie denn die Sache gekommen sei. Es war das alte Lied. Der ältere heidnische Bruder Nßakus war gestorben und die Witwe das Erbe des überlebenden jüngeren Bruders geworden. Mit Rindern gekauft und bezahlt, konnte man sie als Familieneigentum doch nicht einfach zu ihren Eltern zurückschicken oder gar ohne Entgelt einem fremden Menschen überlassen. „Nßaku ist der Erbe,“ sagte der alte Vater. „Nßaku, mein Sohn, baue deines Bruders Lapa!“ mahnte die Mutter. Er wies auf den Christenglauben hin, der ihm das verbiete. Doch sie wußten ihn so zu beschwatzen, daß er sich den Eltern fügte und fortan vom Unterricht fernblieb. Er trat sein Erbe an und kehrte damit ins Heidentum zurück.

Jahre vergingen. Malemealadischa und ihre Tochter hatten längst den Taufunterricht beendet, waren durch das heilige Sakrament in den Gnadenbund mit Gott aufgenommen und wandelten nun auf dem schmalen Pfade in der seligen Gewißheit der Kindschaft Gottes. Nßaku irrte noch friedlos umher. Er wußte es, daß sein Weg in die Verdammnis führte.

Im März 1903 wurde ich nach Pretoria versetzt. Wir packten den großen, schweren Eselfrachtwagen für die weite Reise. Da trat ein wohlgekleideter Eingeborener an mich heran, zog den Hut und sprach: „Herr, schreibt bitte wieder meinen Namen ins Buch; ich möchte doch gern Christ werden!“ Der Mann war Nßaku. „Wirst du denn in Treue beim Herrn ausharren?“ fragte ich. Er wurde etwas unsicher, tat einen tiefen Atemzug und sprach: „Ich will es versuchen!“ Sein früheres Verhalten entschuldigend, fügte er dann mit leisen Worten hinzu: „Herr, Satan hatte meiner begehrt; aber nun habe ich ihn unter meine Füße getreten; ich möchte

wieder in den Taufunterricht kommen!“ Dem jungen Mann war die Öde des Heidentums erſt recht zum Bewußtſein gekommen, als er die Gemeinſchaft der Chriſten floh. Da wußte er es, daß bei ihnen allein der Ort ſei, da ſeine Seele weiden könne. Dieſem Herzensdrange konnte er nicht länger widerſtehen. Noch ehe ich Arkona für immer verließ, eilte er herbei, mir ſeinen feſten Entſchluß, endlich mit dem Heidentum zu brechen, mitzuteilen. Ich muß freilich geſtehen, daß ich ſeinen neuen Eifer zunächſt ſtark anzweifelte. Daher ermahnte ich ihn mit ernſten Worten und ſprach: „Nßaku, ich bin eben im Begriff, Arkona zu verlaſſen; zunächſt wird dich der Schullehrer Franz Moditi unterrichten. Später wird auch ein anderer Seelſorger an meiner Statt hierherkommen, und von ihm werde ich — wenn auch in Pretoria — hören, ob du Treue gehalten haſt.“

Ein Jahr ſpäter beſuchte mich in Pretoria ein junger Eingeborener. „Was wünſcheſt du, lieber Mann?“ fragte ich den höflich grüßenden Fremden. Er reckte ſich empor, ſchaute mich glückſtrahlend an und ſprach: „Herr, ich bin auf der Durchreiſe nach Kimberley; da komme ich ſchnell vom Bahnhof her, Euch mitzuteilen, daß Nßaku Treue gehalten hat. Ich bin Nßaku! Seit kurzem bin ich getauft.“ — Er hatte den Zaun durchbrochen, der ihn von der grünen Aue des Herrn trennte. Mit fröhlichem Herzen verkündigte er ſeinem ehemaligen Seelſorger dieſe Botſchaft.

Die Bekehrungsgeſchichte noch lebender Perſonen erzählt der Miſſionar nur mit geheimem Bangen. Das Heidentum iſt ſtark. Der Verſuchungen gibt es zu viele, und ein armes Menſchenkind kann wieder vom Glauben abwendig gemacht werden.

Ganz anders die Seligvollendeten. Ihr Leben iſt abgeſchloſſen. Von ihnen weiß man, daß ſie, allen Gefahren entrückt, im Chor der Harfenſchläger den Herrn loben im ſchönen Paradies.

Am 29. Oktober 1901 ſtarb in Arkona ein frommes Gotteskind, Rebone Modjaßachwe. Ihr Leben und ſeliges Sterben möchte ich Miſſionsfreunden nicht vorenthalten.

Die erſte Anregung empfing ſie in ihrer frühen Kindheit von dem Bruder ihrer Mutter, dem ſpäteren Miſſionsgehilfen und jetzt

ordinierten Diakon Elias Boredi in Wallmannstal. Elias ist Maßemolaer. Ehe er das Seminar in Botschabelo bezog, zeugte er bereits in der Heimat freudig von seinem Herrn. Die kleine Modjaßachwe saß oft abends am Herdfeuer auf dem Hofe und hörte zu, wenn der Onkel von dem Menschenfreund Jesus sprach. Die andern schüttelten wohl ungläubig den Kopf; aber die Kleine bewahrte alle Worte im Herzen.

Ein heidnischer Mann hatte um ihre Hand geworben. Die Eltern willigten ein. Lekolo zahlte die geforderte Zahl Rinder, und als das Mädchen erwachsen war, wurde sie sein Weib. In ihres Mannes Heim hatte sie jedoch die häßlichen Nörgeleien des alten Schwiegervaters zu ertragen. Er ließ sie es fühlen, daß sie nur ein mit Rindern gekauftes Inventar seiner Familie sei. Daß die junge Frau etwa Lammsgeduld bewiesen, habe ich nie angenommen. Auch Eingeborenenweibern fehlt es nicht an Zungenfertigkeit. Nicht umsonst haben die Maßemolaer für die zukünftige junge Frau das Sprichwort: Va vochadi, mpotscheng tscha vomatswale, e sze re mochla ki omana le matswalake, ka chloka szefäla sza cho mo omanja ka sona. Das heißt: Angehörige der Schwiegereltern, sagt mir etwas von der Schwiegermutter, damit es mir nicht etwa eines Tages, wenn wir uns mit meiner Schwiegermutter zanken, an einem Lied fehle, mit dem ich sie auszanken kann. — Dennoch rief der Unfriede in Modjaßachwes Seele ein herzliches Verlangen nach Frieden hervor. Sie träumte sich in die Tage der Kindheit zurück und saß wieder zu den Füßen des Onkels, der von dem Friedebringer Jesu erzählte.

Nach und nach kam sie zu einem Entschluß. Als ihr Mann nach langer Abwesenheit von der Arbeit in den Städten der Weißen nach Hause zurückgekehrt war, bat sie ihn, sich der christlichen Gemeinde anschließen zu dürfen. Er willigte ein, ja, er war sogar selbst bereit, mit seiner Frau zugleich um Aufnahme in den Taufunterricht zu bitten. Und eines Tages standen sie vor mir, zwei kraftvolle, wohlgenährte Gestalten. Sie waren fest entschlossen, sich von Herzen Jesu hinzugeben.

Jedoch bald sahen sie, daß die heidnische Umgebung im Heimatsdorfe ihren Kindern höchst schädlich sei. Deshalb bat der Mann

den Häuptling Tleke um Erlaubnis, sich auf dem „Schulplatz“ anbauen zu dürfen. Aber er kam schön an. Der Häuptling fragte ihn barsch, was er denn eigentlich unter den Madjakanes (Schimpfwort für die Christen) wolle; er täte besser, im väterlichen Dorfe zu bleiben. Doch Lekolo ließ sich nicht so leicht abweisen. Und wäre er je mutlos geworden, so hätte ihn seine Frau ganz gewiß immer wieder angefeuert. Er lief dem Häuptling das Haus ein und erlangte schließlich durch ein Geschenk die erwünschte Zustimmung.

Freilich im Unterricht erwiesen sich die beiden Eheleute als harte Köpfe. Es wollte durchaus nichts in sie hinein, soviel ich mich mühte, ihnen den Wortlaut des Katechismus einigermaßen beizubringen. Aber wenn Modjaßachwe bittend sagte: „Ach, Herr, unsere Köpfe sind zu dick!“ — und wenn ich dann in die zwei gutmütigen Augenpaare schaute, so fand ich immer wieder von neuem Geduld.

Am 24. Juli 1901 taufte ich die beiden. Lekolo hatte den Namen Stephanus erbeten. Seine Frau wollte gern Rebone = „Wir haben gesehen“ heißen. „Warum gefällt dir denn gerade dieser Name so gut?“ fragte ich. „Weil wir den Heiland gesehen, d. i. gefunden haben,“ lautete die Antwort. — Dann traten sie in den Abendmahlsunterricht. Rebone kam nur kurze Zeit, dann nicht mehr. Auf meine Nachfrage berichtete mir Stephanus, daß sein Weib krank sei. Sie hatte die Schwindsucht. In kurzer Zeit war das starke Weib zu einem Skelett abgemagert. Zuletzt bat sie um das heilige Abendmahl. Ich brachte es ihr in die geräumige, aus Ziegelsteinen erbaute, viereckige Hütte. In wollene Decken gehüllt, lag die Kranke an der Erde. Eine Strohmatte war nach Eingeborenenart ihre Matratze, die Kleider das Kopfkissen. Die einzige europäische Sitzgelegenheit, ein Feldstuhl, wurde von Stephanus für mich herbeigeholt. In Ermangelung eines Tisches stellte ich die heiligen Geräte auf den Lehmflur. Dann empfing Rebone das heilige Sakrament des Leibes und Blutes des Herrn zum ersten- und letztenmal auf dieser Erde. Denn es ging schnell dem Tod entgegen. Ich besuchte sie fleißig und redete ihr tröstlich zu, indem ich sie auf das ewige Leben hinwies, das ihrer wartete. „Ja, Mynheer!“ sagte sie; das war alles. Gefühlsausbrüche kannte sie nicht.

Sie vertraute dem Wort ihres Lehrers: Wenn der es sagt, so ist es wahr, und ich kann in Frieden den Tod erwarten!

Am Morgen des 28. Oktober erzählte sie mir einen Traum. „Meneer waka!“ = Mein Mynheer! — mit dieser beliebten Anrede begann sie auch diesmal. „Höre doch, ich träumte, und siehe, meine mir im Tod vorangegangenen Kinder erschienen! Aber den Herrn habe ich nicht gesehen. Nun bin ich herzlich betrübt. Er wird mich doch nicht vergessen haben?“ Ich tröstete sie und sprach: „Weine nicht, Rebone, der Herr ist dir dennoch nahe und wird sich dir bald offenbaren; dann wirst du ihn sehen von Angesicht zu Angesicht!“ Darauf faltete die Kranke ihre Hände und sagte den ersten Artikel auf. Es war rührend, wie sie das Gelernte zum allerletztenmal mit leuchtenden Augen herunterstümperte. Ich fügte hinzu: „Siehe, er hat dich nicht nur geschaffen, sondern auch erlöst durch Jesum Christum unseren Herrn!“ Darauf sagte sie den Taufbund her. Sie wollte dadurch anzeigen, daß sie des dreieinigen Gottes Eigentum sei. Mir war so wehmütig, wenn ich daran dachte, mit welch großer Mühe sie das alles einst gelernt hatte. Im Sterben wurde es ihr zum Anker.

Am Abend desselben Tages ließ sie mich rufen. „Mein Mynheer,“ sprach sie kaum vernehmbar, „ich habe dich rufen lassen; zwar wolltest du morgen früh sowieso kommen; aber dann ist meine Seele vielleicht schon unterwegs.“ Nach einer kleinen Pause wiederholte sie abermals: „Mein Mynheer, siehe, Gott ist mir nahegekommen!“ Das sollte heißen: Er wird mich bald abrufen. Ich sprach ihr wieder Trostworte zu aus dem, was sie gelernt. Dann stimmte ich mit ihrem Manne das einzige Lied an, welches sie auswendig konnte: „Jesu, Gnadensonne.“ Da richtete sich die röchelnde Frau auf, und mit gebrochener Stimme klang es durch den engen Raum:

„Blicke voll Erbarmen
Auf dein Kind herab;
Tröste du mich Armen,
Sei mir Schild und Stab!“

Unterdessen saß die alte Mutter der Sterbenden zusammen-

gekauert in einer Ecke am flackernden Feuer, das nur kümmerlich den Raum erhellte und unruhige Schatten in die verräucherten Dachsparren warf. Stumpfsinnig starrte die alte Heidin vor sich hin. Lag nicht ihre Tochter im Sterben? War es möglich, daß ein Mutterherz dabei gleichgültig bleiben konnte? — Nein, das war es auch nicht. Aber wer kann wider den Tod ankämpfen? Müssen wir nicht einst alle zu den Göttern in die Wüste? Vielleicht gehen auch nur die „Großen" dorthin, und die Seele des gewöhnlichen Untertanen zerflattert! Wer weiß es denn so genau? Tod ist beides. — Öde, mit verglasten Augen stierte die Alte in die Flamme. Ein Abbild dürren Heidentums. Das Licht ist vor ihren Augen, aber sie sehen es nicht. Sie sind ohne Hoffnung, ohne Gott in der Welt.

In einer anderen Ecke saß der Mann der Sterbenden. Sein Weib auf dem Totenbett, sie, die sein Führer gewesen auf dem Wege zur Wahrheit! Dumpfer Schmerz lag in seinen Zügen ausgeprägt. Aber er wußte, wo seine Lebensgefährtin hinging, nicht zu den toten Häuptlingen, deren Geist die Felder beunruhigten. Nein, ihr Ziel war Jerusalem, die hochgebaute Stadt. So hatte er's gelernt, und daran hielt er im Glauben fest.

Die beiden Kinder Rebones, ein Knabe und ein Mädchen, waren wach geblieben. Verschüchtert saßen sie an der Erde. Aber sie hatten die ganze Schwere der Lage noch nicht erfaßt. Die Mutter ging in den Himmel zu Gott dem Herrn. Daß sie alsdann nie wiederkehren könne, verstanden sie wohl noch nicht.

Nachdem ich die Sterbende noch einmal auf die herrliche Seligkeit hingewiesen, die sie nun bald schauen werde, nahm ich Abschied. „Nicht wahr, morgen kommst du noch einmal?" bat sie. „Ach komm doch, komm doch recht, recht früh; vielleicht triffst du mich noch an!"

Mit Morgengrauen erschien ich wieder. Rebone war bewußtlos. Da rief ich sie dreimal beim Namen. Einen Augenblick schlug sie die Augen auf und sah mich an. Der letzte Blick auf ihren Lehrer! „Jesu, Gnadensonne!" stimmten wir an. Dann hielt ich ein kurzes Gebet und sprach den Segen. Bald darauf stand der Atem still. Die Seele ging hinüber zur grünen Aue ins schöne Paradies.

Ein dürres Land, das Maßemolaland! Noch dürrer war der Herzensacker seiner heidnischen Bewohner, bis das Lebenswasser aus Gottes Brünnlein die Seelen erquickte. Seitdem haben viele heilsverlangende Seelen die kümmerliche Weide des Heidentums verlassen, sind Jesu Schäflein geworden und singen heute mit dankbarem Herzen:

„Unter seinem sanften Stab
Geh ich aus und ein und hab
Unaussprechlich süße Weide,
Daß ich keinen Mangel leide,
Und so oft ich durstig bin,
Führt er mich zum Brunnquell hin."

Empfehlenswerte Missionsliteratur.

Deutsch-evangelische Missionsarbeit in Südchina.

47 Seiten. M. 0.40.

Gröschel, P., Missionar.

Zehn Jahre christl. Kulturarbeit in Deutsch-Ost-Afrika

in Briefen aus den Jahren 1898—1908.

228 Seiten. Eleg. geb. M. 2.50.

Der Berliner Missionar P. Gröschel ist im Jahre 1898 nach Deutsch-Ostafrika hinausgegangen und hat die beiden Stationen Kidugala und Jacobi-Myangile mit gründen helfen und zumal die letztere fast ganz ausgebaut. Er hat dann 1905 auf Jacobi den großen Aufstand der Eingeborenen erlebt und seine Station gegen ihren Ansturm verteidigt, auch später die von den Eingeborenen verwüstete Station neu aufgebaut. Nun hatte er die Gewohnheit, von Zeit zu Zeit an einen weiten Kreis seiner Freunde und Verwandten Rundbriefe zu schreiben, in denen er seine Erlebnisse in der ungezwungenen Form brieflicher Mitteilungen erzählte. Diese Rundbriefe aus dem Jahrzehnt 1898—1908 hat er nunmehr gesammelt, überarbeitet und zu dem vorliegenden Bande zusammengestellt. Es sind schlichte Erzählungen, zum Teil in der unmittelbaren Briefform, die aber gerade in dieser Frische der Eindrücke, zumal im Kreise der Berliner Missionsfreunde dankbare Leser finden werden. Evang. Missionen, Juli 1911.

Klamroth. Miss.-Sup., **Der Islam in Deutsch-Ostafrika** 72 Seiten. Pr. M. 0.50.

Lutschewitz, W., Missionar. **Alte und neue Zeit in Tsimo,** der Kreisstadt vom **Hinterlande in Tsingtau.** 163 Seiten. Preis M. 1.—.

In anschaulicher Weise schildert Verfasser die Geschichte und die Bevölkerung Tsimos; ein Stück Geschichte aus dem Werden Kiautschous wird enthüllt, die Vorzeit und die Entwickelung der Missionsarbeit der Berliner Missionsgesellschaft, das alles wird frisch und interessant, gründlich und doch populär, nüchtern und doch fromm, ohne Überschätzung der Erfolge und doch mit warmer Liebe für Chinas Volk erzählt.

Lutschewitz, W., Missionar. **Frauenelend und Frauenhilfe in China.**

In geschmackvollem farbigen Umschlag und reich illustriert.
64 Seiten. Preis M. 0.50.

Der Verfasser schildert uns in seiner frischen, anschaulichen Weise das Leben der chinesischen Frauenwelt mit zum Teil erschütternden Bildern. Wir begleiten sie in ihrem Leben von ihrer Geburt an, und überall tritt uns das Elend, unter dem die chinesische Frau seufzt, entgegen: Mädchenmord, Mädchenverkauf und Aussetzung, die lieblose Behandlung des Kindes im Hause, die Tortur des Fußbindens; ihr Aufwachsen ohne Schule und Erziehung; die erzwungene Verlobung und Verheiratung; ihre Sklaverei als Ehefrau und Schwiegertochter, der ungezählte jährlich durch Selbstmord ein Ende machen, ihre völlige Hoffungslosigkeit im Blick auf die Ewigkeit, kurz, ihr ganzes trauriges Los, das nur durch spärliche Lichtblicke erhellt wird. — Aber das Evangelium bringt Licht auch in dieses Dunkel, und unter seinem Einfluß zieht in China allmählich ein neuer Geist ein. Der Verfasser, der seit 12 Jahren Missionar in Nordchina ist, kann aus eigener Arbeit und Erfahrung es uns schildern, wie das Evangelium Hilfe bringt, wie Liebe und Achtung in das Leben der chinesischen Frau einzieht, wie christliches Familienleben entsteht u. a.

Unseres Wissens ist es die erste derartige Schrift, die uns im Zusammenhange und so aus dem Leben gegriffene Schilderungen in das chinesische Frauenleben einführt. Und fesselnd ist's geschrieben von Anfang bis zu Ende. Die Ausstattung ist vorzüglich, gute Bilder nach Photographien des Verfassers sind beigegeben. Das Büchlein bietet höchst brauchbaren Stoff für die Missionsstunde und eignet sich ganz besonders zum Vorlesen in unseren Missions-Frauen- und Jungfrauen-Vereinen. H.

C. Hoffmann, Missionar in Mphome-Kratzenstein, Transvaal.

Was der afrikanische Großvater seinen Enkeln erzählt.

66 Seiten. 8°. Elegant geheftet M. 1.—.

Der Verfasser bietet uns in diesem Büchlein Fabeln und Märchen, wie sie unter dem Volke der Sotho (gewöhnlich Baßuto genannt) seit altersher überliefert worden sind. Sie berühren sich in manchen Zügen mit unseren deutschen Fabeln und Märchen, sonst aber muten sie uns Europäer recht fremdartig an; das macht sie aber gerade interessant. Wir tun durch dieselben einen Einblick in die Denk- und Anschauungsweise der heidnischen Eingeborenen. Um einen einzelnen unseren Fabeln verwandten Zug anzuführen, sei erwähnt, daß bei den Sotho der Hase die Rolle des Reineke spielt.

Der Sohn der Wüste.

64 Seiten. 8°. Pr. M. 1.—.

Schilderung des Lebensganges eines nordtransvaalischen heidnischen Eingeborenen vom Mutterschoß bis zum Grabe; keine Phantasie sondern lebenswahre Wirklichkeit. Eine Anzahl Zeichnungen von der Hand des Verfassers suchen das Erzählte auch im Bilde zu veranschaulichen.

Am Hofe der Büffel.

Schilderungen aus dem Leben einer afrikan. Fürstenfamilie in Transvaal.

72 S. 8°. Eleg. geh. M 1.—.

Eine Schrift vorwiegend völkerkundlichen Inhalts, die an dem Faden der Geschichte einer Häuptlingsfamilie tiefe und interessante Einblicke in das Leben und Treiben, die Ränke und Listen eines afrikanischen Häuptlingshofes gewährt.

Nicht vergeblich gearbeitet.

39 Seiten. 8°. Preis M. 0.40.

Verfasser erzählt in frischer und anschaulicher Weise zuerst von seiner durch den Beginn des Burenkrieges bald unterbrochenen schwierigkeits- und krankheitsreichen Arbe t in dem fiebrigen und unempfänglichen Bonjai-Maschonalande und dann von seiner vielbewegten Tätigkeit in Transvaal.

Afrikanische Heidengötter und ihre Knechte.

31 Seiten. 8°. Preis M. 0.30.

Dieses interessante Heft führt den Leser zu den schwarzen Heiden von Sekukunisland und Maschonaland und schildert ihren Ahnendienst nebst damit zusammenhängenden Zaubereien und sonstigem Aberglauben und zeigt, in welcher Finsternis solche armen Heiden sitzen, denen daher das erlösende Licht des Evangeliums gebracht werden muß.

Meinhof, D. C., Professor.

Die moderne Sprachforschung in Afrika.

143 Seiten. 1 Tafel nebst 7 Seiten Text.

Preis M. 3.—.

Eine ebenso lebhaft anregende wie wissenschaftlich exakt geschriebene Einführung in die Probleme der afrikanischen Sprachforschung und afrikanischen Denkens. Das Buch ist wie kein anderes geeignet, das geistige Leben und die geistige Kultur des Negers uns nahezubringen und uns damit zugleich in einem ganz neuen Zweige moderner Wissenschaft heimisch zu machen.

Die Dichtung der Afrikaner.

178 Seiten. Preis M. 3.—.

Eine vorzügliche Einführung in das Geistesleben der Afrikaner. Wertvoll nicht nur durch die reifen Perlen aus allen Gattungen afrikanischer Dichtkunst, sondern fast mehr noch durch die Erläuterungen des Verfassers über Entstehung und Sinn dieser Dichtungen. Das Buch bietet reizvolle Anregungen.

Prof. D. Westermann
vom Seminar für oriental. Sprachen.

Richter-Axenfeld.

Im Kampf des Christentums um Asien und Afrika.

2 Vorträge 40 Seiten. Preis M. 0.50.

Auf Veranlassuug der Frau Reichskanzler von Bethmann Hollweg und unter ihrer speziellen Protektion fand im November und Dezember 1910 im Reichskanzlerpalais eine Serie von vier Missionsvorträgen statt. Der erste von D. Julius Richter über „Die Auseinandersetzung des Christentums mit den Kulturen und Religionen Asiens" und der zweite vom Missionsinspektor Lic. Axenfeld über den „Kampf des Christentums um Afrika wider Heidentum und Islam" sind unter dem obigen Titel zusammen herausgegeben.

Steinecke, O.

Anna Schlömann, geb. Kratzenstein.

Das Lebensbild einer Missionarsfrau nach Briefen und anderen handschriftlichen Mitteilungen.

60 Seiten. Preis M. 0.50.

Mit gewinnender Schlichtheit zeichnet Verfasser die Lebensführungen der in Berlin geborenen Tochter des bekannten Missionsinspektors. Unter den Basothos Transvaals entfaltet sie 1862—1907 als Gattin des Miss.-Sup. Schlömann auf den Stationen Malokong, Krügersdorp, Edendale in treuer Bewährung eine reichgesegnete Tätigkeit: geliebt, verehrt, im Tode tief betrauert — eine Zeugin der Liebe, die nimmer aufhört. Das Buch bietet Frauen-Missionskreisen eine gute Lektüre und wird gewiß für die Mission wirksam werden.

Jahrbuch der sächs. Missions-Konferenz 1911.

Ernst Röttger's Buchdruckerei (Edm. Pillardy), Cassel.

Neue Missionsschriften.

Nr.	1.	Wie die Heidenchristen beten.	10	Pf.
„	2.	Seliges Sterben.	10	„
„	3.	Steine und Dornen.	10	„
„	4.	Petrus van Wyk.	10	„
„	5.	Ein Sonntag in Medingen.	10	„
„	6.	Unterwegs im deutschen Benalande.	10	„
„	7.	Die Mission unter den Owambo. (2. Auflage.)	10	„
„	8.	Martha oder: Der Kampf des Heidentums.	10	„
„	9.	Medingen.	15	„
„	10.	Khashane-Mamathepa.	10	„
„	11.	Jap Sewuschane.	10	„
„	12.	Allerlei aus China.	10	„
„	13.	Um eine Mädchenseele.	10	„
„	14.	Die Frauen Chinas.	10	„
„	15.	Ki-ma-tong.	10	„
„	16.	Auf den Diamantfeldern von Kimberley. (II.—20. Tausend.)	10	„
„	17.	Mphome.	10	„
„	18.	Eine Reise im Berliner Missionsgebiet in Südchina	10	„
„	19.	Wie ein armer Bauernjunge ein Missionar geworden ist.	10	„
„	20.	Jakob Hudson Taylor.	15	„
„	21.	Die Familie Oppermann und ihr Werk.	20	„
„	22.	Die drei Bahnbrecher der ev. Mission in China.	15	„
„	23.	Salomo Koata.	10	„
„	24.	Sanguland.	15	„
„	25.	Neu-Georgenholtz im Wenda-Lande.	15	„
„	26.	Maria Lobai.	10	„
„	27.	Bilder aus dem chinesischen Götzendienst.	10	„
„	28.	Franz Coillard's Sambesi-Mission.	10	„
„	29.	Karl Matschava.	10	„
„	30.	Ein treuer Streiter unter Christi Fahne.	10	„
„	31.	Joseph Hardy Nisima, ein Reformator Japans.	15	„
„	32.	Der Aufstand in Deutsch-Ostafrika und seine Folgen.	15	„
„	33.	Eine Christenhochzeit in Emmaus.	10	„
„	34.	Wilhelm Posselt, der Kaffernmissionar.	10	„
„	35.	Amelye	15	„
„	36.	Vater Heese.	10	„
„	37.	Die Christen von Büffelstein.	10	„

Buchhandlung

der Berliner evangel. Missionsgesellschaft

Leipziger Buchbinderei - A. G.
vorm. Gustav Fritzsche